

Dinggeschichten I

Zyklographische Erzählungen des 18. und 19. Jahrhunderts

kuratiert und herausgegeben von
Mirna Zeman

KABINETTSTÜCKE
SAMMLUNG
LITERARISCHER
SKURRILITÄTEN

Dinggeschichten I

Mirna Zeman (Hg.)

K|S

Kabinettstücke
Sammlung literarischer Skurrilitäten

Herausgegeben von
Nils Jablonski, Michael Niehaus und Mirna Zeman

Band 1

Dinggeschichten I

Zyklographische Erzählungen
des 18. und 19. Jahrhunderts

kuratiert und herausgegeben von

Mirna Zeman

Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der FernUniversität in Hagen.



Alle Publikationen von Hagen UP erscheinen open access auf hagen-up.de. Die

Buchpublikationen erscheinen in Zusammenarbeit mit dem Georg Olms Verlag.

Redaktion: Nils Jablonski und Mirna Zeman

Titelgrafik und Layout: Nils Jablonski

1. Auflage 2022

ISSN 2750-3690 (Print)

ISSN 2751-5001 (Online)

ISBN 978-3-487-16197-6 (Print)

ISBN 978-3-98767-000-8 (E-PDF)

DOI 10.57813/20220603-140746-0



Der Text dieser Publikation wird unter der Lizenz Creative Commons Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitungen 4.0

International (CC BY-NC-ND 4.0) veröffentlicht.

Hagen UP (Hagen University Press)

FernUniversität in Hagen

Feithstraße 152

58097 Hagen

Inhalt

<i>Mirna Zeman</i>	
Wenn Dinge ihre Lebensgeschichten erzählen. Ein Verfahren, viele Varianten.....	7
<i>[Ignaz von Born]</i>	
Die Staatsperücke	13
<i>[Anonym]</i>	
Schreiben eines Doppelbatzens	23
<i>[Anonym]</i>	
Selbstbiographie einer Feder	39
<i>Franz Gräffer</i>	
Selbstbiographie eines Buches.....	47
<i>[Sydney Whiting]</i>	
Memoiren eines Magens von ihm selbst geschrieben.....	53
<i>Oscar Ludwig Bernhard Wolff</i>	
Autobiographie eines Miethwagens	71
<i>[Anonym]</i>	
Das Leben und die Begebenheiten einer Mücke	93
<i>Carl B. von Miltitz</i>	
Selbstbiographie einer kalabresischen Tanne	117
<i>[Charles Dickens]</i>	
Die Selbstbiographie eines guten Witzwortes	141
<i>[Anonym]</i>	
Geschichte eines Zahnstochers	153

Wenn Dinge ihre Lebensgeschichten erzählen. Ein Verfahren, viele Varianten.

Mirna Zeman

Leset mich getrost, Ihr guten, theilnehmenden Seelen, und fürchtet nicht, daß Ihr in dieser meiner Lebensbeschreibung zu grobe Ausdrücke, unzarte Wendungen, beleidigende [...] Redensarten finden werdet; [...] . Jetzt [...], wo mir als zur Ruhe gesetztem Miethwagen, so mancher freie Augenblick bleibt, habe ich mir vorgenommen, zum Wohl der Menschheit zu erzählen, wohin mich während meines faden Daseyns das Schicksal in der Gestalt vom Schimmeln, Rappen, Füchsen, Isabellen u. s. w. zog.¹

Die Sätze, mit denen Oskar Ludwig Bernhard Wolff seine erstmals 1830 in der Zeitschrift *Damen-Zeitung* veröffentlichte Erzählung „Autobiographie eines Miethwagens. Seinem Kutscher dictirt“ anfängt, wirken verfremdend, regelrecht skurril. Die Ich-Instanz, die hier über die Absicht und den Stil ihrer eigenen Lebensbeschreibung sinniert, ist anscheinend nicht ein *homo dicens/sapiens*, sondern eine *res dicens/sapiens*: Ein Mietwagen mit Sprachbegabung und Talent zur Reflexion seines Selbst in der Zeit.

Der Einfall, dass auch ein Ding das Wort ergreifen und über das eigene Leben, die eigenen Itinerarien und die eigene Zeitlichkeit erzählen kann, ist eigenartig – wenn man so will: *queer* im Sinne von ‚sonderbar‘ – denn er verpasst der Konvention der klassischen Auto-Narrative (darunter Autobiographie, Memoiren, Reisebericht), in denen es allenthalben ‚menschelt‘, eine parodistische Ohrfeige. Ist nicht der Mensch – „der Mensch, wie stolz das klingt!“² – die Figur, die traditionell als der exklusive Held und Statthalter des Erzählens über Lebensgeschichten und/oder Reisen in der ersten Person gilt?

Ein Blick auf das wissenschaftlich vernachlässigte Material, das in Zeitschriften des 18. und 19. Jahrhunderts schlummert und in der Regel kleinformatig in der Sphäre des literaturhistorischen Pop im Schatten der großen kanonischen Literatur kohabitiert, zeigt, dass in der Geschichte des Autobiographierens der Mensch im Ding durchaus eine Konkurrenz hatte. In den europäischen Literaturen wimmelt es nahezu von fiktionalen Texten, in denen nicht-menschliche Entitäten – darunter Gebrauchsgegenstände, Tiere,

1 Oskar Ludwig Bernhard Wolff: „Autobiographie eines Miethwagens. Seinem Kutscher dictirt. Novelluccia“, in: *Damen-Zeitung. Ein Morgenblatt für die elegante Welt*. Jg. 2. Nr. 68, 270–271, hier 271. Vgl. dieselbe Erzählung im vorliegenden Band.

2 Geflügeltes Wort, Abwandlung eines Maxim-Gorki-Zitats.

Pflanzen, Organe und auch Medien – das Anrecht auf eine Lebensgeschichte usurpieren und in einem Als-Ob-Modus die Rolle des Erzählens der eigenen Lebenszyklen und Wanderungen in der Ich- (seltener in der Wir-) Form übernehmen.³

Die ersten zwei Bände der Reihe „Kabinettsstücke. Sammlung literarischer Skurilitäten“ präsentieren zum ersten Mal die in historischen Zeitschriften und sonstigen populären Publikationen des 18. und 19. Jahrhunderts zerstreuten deutschsprachigen Dinggeschichten dieser Art an einem Ort. Das Korpus, das die vorliegende Publikation in Form einer kommentierten Neuedition den Leserinnen und Lesern zugänglich macht, umfasst zehn Texte: Neben der bereits erwähnten „Autobiographie eines Mietwagens“ sind es die Selbstbiographien/Geschichten/Memoiren einer Perücke, eines Geldstückes (Doppelbatzen), einer Feder, eines Buchs, einer Mücke, einer Tanne, eines Magens, eines Witzwortes, einer Feder und eines Zahnstochers. Bei einigen Dinggeschichten handelt es sich um Übersetzungen, andere sind deutschsprachige Originale.

Auf die Texte bin ich als Leiterin der Forschungsprojekts „Kulturelle Zycklographie der Dinge“ gestoßen, das durch den Forschungspreis der Universität Paderborn ein Jahr lang gefördert wurde und mit meinem Wechsel and die FernUniversität in Hagen in einen BMBF-Forschungsantrag mündete, der durch institutionelles Desinteresse leider schon vor der Antragstellung scheiterte. Als der bescheidene Rest dieses ehrgeizigen Projektes blieb der Wunsch, zumindest das sonderbare literarische Material dem Lesepublikum und der Forschung zugänglich zu machen. Dieser Wunsch geht glücklicherweise nun dank der Unterstützung des Lehrstuhls für Neuere Deutsche Literatur und Medienästhetik an der FernUniversität in Hagen in Erfüllung.

Die vorliegende Publikation beteiligt sich direkt am Prozess der Kanonisierung eines marginalen Genres mit vielen Namen. Während Literatur- und Kulturwissenschaften in Großbritannien längst damit angefangen haben, die so genannten „*It-Narratives/Novels of Circulation*“, wie die objektbiographischen Erzählungen dort genannt werden, neu herauszugeben und wissenschaftlich zu edieren,⁴ blieben die Bemühungen um das gleichartige deutschsprachige Material bis dato aus. Selbst ein Konsens darüber, wie man diese skurrilen Texte nennen soll, besteht bisher nicht.⁵ Der Vorschlag, dieses Material als

3 Der Mietwagen erzählt zum Beispiel abwechselnd in der Ich- und Wir-Form. Diese ‚Verkomplizierung‘ des für Dinggeschichten/zycklographische Erzählungen typischen Verfahrens ist der Eigenschaft des subjektivierten Dings geschuldet. ‚Mietkutsche‘ ist im wahrsten Sinne des Wortes eine Assemblage aus Mensch, Tier und Ding: ihre Rede driftet daher bisweilen von der Ich- in die Wir-Form ab.

4 Vgl. Mark Blackwell, Liz Bellamy, Christina Lupton, Heathe Keenleyside (Hg.): *British It-Narratives, 1750-1830*, 4 Vols., London: Routledge 2012.

5 In der Forschung figurieren die Erzählungen u.a. unter den (Dach-)Begriffen „außermenschliche Erzählperspektive“, „*it-narratives/novels of circulation*“, „*speaking/telling object*“, „Geschichten mit wandernden Dingen“, „*extraordinary narrators*“, „*unnatural narratives*“ usw. Vgl. Viktor Link: *Die Tradition der außermenschlichen Erzählperspektive in der englischen und amerikanischen Literatur*, Heidelberg 1980; Mark Blackwell (Hg.): *The Secret Life of Things. Animals, Objects, and It-Narratives in Eighteenth-Century England*, Lewisburg 2007; Blackwell/Bellamy/Lupton/ Keenleyside: *British It-Narratives, 1750-1830*, London: Routledge 2012;

„Dinggeschichten. Zyklographische Erzählungen“ zu *labeln*, ist in einer Reihe von Vorarbeiten ausführlich begründet worden, daher folgt an dieser Stelle nur eine kurze Erläuterung.⁶ Die Auswahl der Texte, die selbstverständlich auch anders hätte ausfallen können, ist durch die Entscheidung getragen, eine Sammlung zusammenzustellen, die die Mannigfaltigkeit der nicht-menschlichen Auto-Erzähler spiegelt, die sich *vis-à-vis* der konstanten formalen Dominanten des Genres, nämlich der Figur der Prosopopöie und des Verfahrens der (Auto-)Zyklographie als thematische Varianten im Schema abwechseln. Prosopopöie und Zyklographie sind zwei genrebildende Dominanten, auf die die Doppelung in der Genrebezeichnung „Dinggeschichten. Zyklographische Erzählungen“ verweist: Der Begriff ‚Dinggeschichten‘ markiert den Umstand, dass in allen Texten nicht-humane Akteure als Erzähler von Geschichten vorkommen, dass also die vorliegenden Texte vollständig aus der Prosopopöie heraus entfaltet sind. Dass man durch die Subsumption von diversen nichtmenschlichen Erzählern, darunter Lebewesen, unter dem Begriff ‚Dinggeschichten‘ möglicherweise den Tieren, den Pflanzen und der Präzision unrecht tut, ist mir bewusst; dennoch haben all die lebendigen und nicht-lebendigen Erzähler, darunter Mücke, Tanne, Magen und Wagen, gemeinsam, dass sie Dinge im Sinne des Sachrechts sind.⁷ Im Unterschied zu anderen zur Prosopopöie tendierenden Genres wie etwa Märchen, Fabel oder TV-Werbung (*featuring* singende Bakterien oder sich selbst als „Ich bin Mercedes Benz“ vorstellende Maschinen), in denen personifizierte und stimmbegabte Dinge vorkommen, reden die Dingerzähler in der vorliegenden Sammlung nicht über alles Mögliche, sondern über eine konkrete Sache: Sie zeichnen alle

Christopher Flint: „Speaking Objects: The Circulation of Stories in Eighteenth-Century Prose Fiction“, in: *PMLA* 113, 2 (1998), 212-226; Michael Niehaus: *Das Buch der wandernden Dinge*, München 2009; Mark Blackwell: „Extraordinary narrators: meta fiction and it-narratives“, in: Robert L. Caserio, Clement Hawes (Eds.): *The Cambridge History of the English Novel*, Cambridge 2012, 230-245.

- 6 Vgl. Mirna Zeman: „Literatur und Zyklographie der Dinge. Bookcrossings in simplicianischer Manier“, in: David Christopher Assmann, Eva Geulen, Norbert Eke (Hg.): *Entsorgungsprobleme: Müll in der Literatur* (= *Beihefte der Zeitschrift für deutsche Philologie*), Berlin 2015, 151-173; dies.: „Zyklographie der Literatur. Materialistische Variante“, in: Jürgen Link, Rolf Parr, Mirna Zeman (Hg.): *Zyklen/Moden, kultuRRevoluTion* 68, 1, 2015, 32-39; dies.: „Zyklographie der Dinge und Zyklogologie der Kultur. Ein Forschungsprogramm“, in: Ralf Aelmann, Christian Köhler, Christoph Neubert, Kerstin Kraft, Mirna Zeman (Hg.): *Kulturelle Zyklographie der Dinge*, München 2019, 7-24; Michael Niehaus: „Dinge in Bewegung“, in: Stefanie Samida, Manfred K.H. Eggert, Hans-Peter Hahn (Hg.): *Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen*, Stuttgart 2014, 132-140; ders.: „Geschichtsdinge/Parcours“, in: Dietrich Boschung, Patric-Alexander Kreuz, Tobias Kienlin (Hg.): *Biography of objects. Aspekte eines kulturhistorischen Konzepts*, Paderborn 2015, 11-34. Zu den deutschsprachigen *It-Narratives*/Dinggeschichten siehe auch Martina Wernli: *Federn lesen. Eine Literaturgeschichte des Gänsekiels von den Anfängen bis ins 19. Jahrhundert*, Göttingen 2021; Christiane Holm: „Romantische Handarbeiten. Text- und Textilpraktiken bei Bettine von Arnim und Helmina von Chézy“, in: Martina Wernli (Hg.): *„jetzt kommen andre Zeiten angerückt“. Schriftstellerinnen der Romantik* (= *Neue Romantikforschung* 1), Stuttgart 2022 [im Druck].
- 7 Vgl. dazu ausführlich Niehaus: *Das Buch der wandernden Dinge*.

in einer beinahe „faktographischen“⁸/dokumentarischen/dokufiktionalen Manier erzählerisch ihre Routen, Trajektorien, Bahnen, ‚Lebenskurven‘, *life cycles* nach. Für dieses Verfahren habe ich den Begriff ‚Zyklographie‘ (etymolog. von griech. ‚Kyklos‘ = ‚Kreis‘ über latein. ‚cyclo-‘ = ‚kreisförmig‘ und griech. ‚graphein‘ = ‚schreiben‘) vorgeschlagen, der auf die Bezeichnung für verschiedene Instrumente zur Routenaufnahme und Aufzeichnung der Bewegungsabläufe von Menschen und Objekten zurückgeht.⁹

Das vorliegende Buch ist nicht zuletzt das Ergebnis eines Lehrprojektes, das ich im Sommersemester 2021 zusammen mit Nils Jablonski und Michael Niehaus an der FernUniversität in Hagen durchgeführt habe. Das Kernstück des Projektes war ein Seminar, das sich mit „Dinggeschichten“ befasste und eine editionsphilologische Komponente beinhaltete. Der integrale Bestandteil der Veranstaltung war die Transkription bzw. die Übertragung der in Fraktur gesetzten zyklographischen Erzählungen in Word-Dokumente durch die SeminarteilnehmerInnen, die auf diese Weise die Gelegenheit erhielten, am ersten Band der neuen Hagerer Reihe „Kabinettstücke. Sammlung literarischer Skurrilitäten“ mitzuwirken. Ohne das große Engagement der Studierenden, die mit Hilfe des Programms *Transkribus* die Texte aus der Fraktur befreit haben, wäre diese Publikation nicht möglich gewesen. Claudia Simonis-Hippel, Carina Greiffenberg, Alla Tauchnitz, Zoya Sepehri, Marion Tiefenbacher Kalus, Klaus Billenwillms, Sebastian Cwiklinski, Anna Trahe, Lena Düllmann, Domenica Di Gangi, Janick Spanier, Bettina Koch und Nicole Bartel gebührt der Dank auch für die Einführungen und die Kommentierungen der Texte. Die größten Mühen hat Nils Jablonski auf sich genommen, dem überdies der hauptsächliche Verdienst im Gründungsprozess der Reihe „Kabinettstücke“ zusteht und der das Projekt „Dinggeschichten“ in seiner entscheidenden Phase ‚durchgeboxt‘ hat. Das Buch ist allen schönen Seminaren gewidmet, die ich zusammen mit Nils Jablonski in Hagen veranstalten durfte: den tatsächlich durchgeführten und geplanten *ZemJas*.

8 Vgl. Sergej Tretjakov: „Die Biographie des Dings“, in: Ders.: *Die Arbeit des Schriftstellers. Aufsätze – Reportagen – Porträts*, Hamburg 1972, 81-84.

9 Thomas Ferguson hat um 1900 ein Instrument erfunden, das ein mobiles Objekt zur automatischen Aufnahme seines Weges befähigt und nannte dieses Instrument Zyklograph: „Der Zyklograph besorgt die selbsttätige Aufnahme des Weges, den ein Instrument tragendes Fahrzeug zurücklegt. Es ist besonders zur Anwendung auf dem Fahrrad bestimmt, kann aber auch über dem Rade eines andern Fuhrwerks angebracht werden“. (Vgl. Georg von Neumayer: *Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen*, Bd. 1: *Allgemeines, Instrumente und deren Gebrauch, Astronomie, Geografie und Geologie*, Bremen 2010 [Nachdruck der 3. Aufl. 1906]). Ein weiterer Zyklograph kam zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Kontext des Taylorismus zum Einsatz. Es war die von Frank B. Gilbreth entwickelte Apparatur, die hauptsächlich aus einem Fotoapparat und einer Glühlampe bestand und die für das menschliche Auge nicht wahrnehmbare Bewegungsaufnahmen – etwa die der Spitze eines Degens in der Hand eines Fechters oder die der Nadel in der Hand eines Chirurgen – im Zeitablauf als Linien oder Kurven fixierte und wahrnehmbar machte. Vgl. dazu Wolf Rüdiger Wagner: „Medienkompetenz und Allgemeinbildung. Überlegungen zur Neuorientierung der Medienpädagogik ausgehend vom Bond-Film *Tomorrow Never Dies*“, in: *medien praktisch* (= *Sonderheft Texte*) 5, 2002, 16-25; Zoe Beloff, „Bodies against Time. Motion Studies, Industrial Capitalism, Mental Illness, and the Power of Buster Keaton“, online unter: https://www.canopycanopycanopy.com/contents/bodies_against_time; ausführlicher dazu vgl. Zeman : „Zyklographie der Dinge und Zyklogologie der Kultur“.

Forschungsliteratur

- Zoe Beloff, „Bodies against Time. Motion Studies, Industrial Capitalism, Mental Illness, and the Power of Buster Keaton“, online unter https://www.canopycanopycanopy.com/contents/bodies_against_time (30.05.2022).
- Mark Blackwell: „Extraordinary narrators: meta fiction and it-narratives“, in: Robert L. Caserio, Clement Hawes (Eds.): *The Cambridge History of the English Novel*, Cambridge 2012, 230-245.
- (Ed.): *The Secret Life of Things. Animals, Objects, and It-Narratives in Eighteenth-Century England*, Lewisburg 2007.
- , Liz Bellamy, Christina Lupton, Heath Keenleyside (Eds.): *British It-Narratives. 1750-1830*, 4 Vols., London: Routledge 2012.
- Christopher Flint: „Speaking Objects: The Circulation of Stories in Eighteenth-Century Prose Fiction“, in: PMLA 113, 2 (1998), 212-226.
- Christiane Holm: „Romantische Handarbeiten. Text- und Textilpraktiken bei Bettine von Arnim und Helmina von Chézy“, in: Martina Wernli (Hg.): „jetzt kommen andre Zeiten angerückt“. *Schriftstellerinnen der Romantik* (= Neue Romantikforschung 1), Stuttgart 2022 [im Druck].
- Viktor Link: *Die Tradition der außermenschlichen Erzählperspektive in der englischen und amerikanischen Literatur*, Heidelberg 1980.
- Michael Niehaus: „Geschichtsdinge/Parcours“, in: Dietrich Boschung, Patric-Alexander Kreuz, Tobias Kienlin (Hg.): *Biography of objects. Aspekte eines kulturhistorischen Konzepts*, Paderborn 2015, 11-34.
- : „Dinge in Bewegung“, in: Stefanie Samida, Manfred K.H. Eggert, Hans-Peter Hahn (Hg.): *Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen*, Stuttgart 2014, 132-140.
- : *Das Buch der wandernden Dinge*, München 2009.
- Sergej Tretjakov: „Die Biographie des Dings“, in: ders.: *Die Arbeit des Schriftstellers. Aufsätze – Reportagen – Porträts*, Hamburg 1972, 81-84.
- Georg von Neumayer: *Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen*, Bd. 1: *Allgemeines, Instrumente und deren Gebrauch, Astronomie, Geografie und Geologie*, Bremen 2010 [Nachdruck der 3. Aufl. 1906].
- Wolf Rüdiger Wagner: „Medienkompetenz und Allgemeinbildung. Überlegungen zur Neuorientierung der Medienpädagogik ausgehend vom Bond-Film Tomorrow Never Dies“, in: *medien praktisch* (= Sonderheft Texte) 5, 2002, 16-25.
- Martina Wernli: *Federn lesen. Eine Literaturgeschichte des Gänsekiels von den Anfängen bis ins 19. Jahrhundert*, Göttingen 2021.
- Mirna Zeman: „Literatur und Zycklographie der Dinge. Bookcrossings in simplicianischer Manier“, in: David Christopher Assmann, Eva Geulen, Norbert Eke (Hg.): *Entsorgungsprobleme: Müll in der Literatur* (= Beiheft der Zeitschrift für deutsche Philologie), Berlin 2015, 151-173.
- : „Zycklographie der Literatur. Materialistische Variante“, in: Jürgen Link, Rolf Parr, Mirna Zeman (Hg.): *kultuRRévolution* 68,1 (2015) (Themenheft: Zyklen/Moden), 32-39.
- : „Zycklographie der Dinge und Zycklogie der Kultur. Ein Forschungsprogramm“, in: Ralf Aelmann, Christian Köhler, Christoph Neubert, Kerstin Kraft, Mirna Zeman (Hg.): *Kulturelle Zycklographie der Dinge*, München 2019, 7-24.

[IGNAZ VON BORN]

Die Staatsperücke (1774)

„Die Staatsperücke“ erschien in der vorliegenden Fassung 1774 in Amberg als selbständige Publikation eines anonymen Verfassers. Die Erzählung wird – wie handschriftlich auf dem Titelblatt vermerkt – dem Vertreter der Josephinischen Aufklärung Ignaz von Born zugeschrieben. Hier bezeichnet der Autor sie als „Satyre“, während in der Erstauflage von 1773 die identische Textfassung „Erzählung“ genannt wurde. Eine Perücke erzählt ihrem Besitzer in einem langen Monolog ihren Lebenslauf: Angefangen von ihrer Herstellung über Glanzzeiten als königliche Kopfbedeckung und weitere Stationen bis hin zu ihrer Demontage und Verwendung als Polstermaterial.

Die Ich-Erzählung ist durch Einleitungs- und Schlussbemerkungen des Perückenbesitzers/menschlichen Erzählers sowie durch satirisch abgewandelte Zitate Senecas gerahmt. Die Dingperspektive und die Fähigkeit der Perücke zum Sprechen werden durch die Rahmenerzählung und durch Anspielungen auf die lange Tradition sprechender Tiere in Fabeln und Sagen legitimiert. Im Lauf ihres langen Lebens zirkuliert die Perücke unter mehreren Besitzern und durch verschiedene Länder, so dass sich viele Episoden aus den Wechselfällen des Lebens aneinanderreihen. Treibende Kraft sind der stetige Wandel der Mode und die Eitelkeit der Träger.

Durch seine parodistische und satirische Darstellungsweise kritisiert der Text die damalige Gesellschaft. Besonders die Kurzlebigkeit von Moden und Trends sowie die Aussagekraft von Statussymbolen werden hinterfragt. So spielt der Autor mit dem Ausdruck „Staatsperücke“ nicht nur auf die Kopfbedeckung eines Monarchen an, sondern auch auf „Staat“ in der Bedeutung von Pracht und Prunk, durch den eine Person ihre gesellschaftliche Stellung aufzuwerten versucht.

Transkription, Einleitung und Anmerkungen: Claudia Simonis-Hippel

Quelle: [Ignatz von Born]: *Die Staatsperücke. Eine Satyre*. Amberg: Mit Kochischen Schriften 1774, 1-28.

Die Staatsperücke. Eine Satyre.

Vos, quibus Rektor maris atque terrae
Jus dedit magnum vitae atque necis,
Ponite inflatos tumidosque crines.¹

SENECA.

Du sollst mir meinen Abend vergnügter hinbringen helfen, göttlicher Pope²! Aus dir will ich den Menschen kennen und schätzen lernen, den ich umsonst unter meinen Mitbürgern suche. So sprach ich bey mir selbst, als ich aus einer zahlreichen Gesellschaft müssiger Geschöpfe, die ihren halben Tag verspielten, entwischte, und mich in meiner zufriedenen Stube nachlässig auf meinen neuen Lehnstuhl warf. - Aber, Himmel! mit welchem Entsetzen prellte ich von hier zurück, da in einem Augenblicke ein halberstickter klägliches Ton durch meinen ganzen Körper drang. Mit dem Lichte in der Hand durchspähte ich alle Winkel meiner Kammer, und da ich nichts fand, das nur einer menschlichen Stimme fähig gewesen wäre, so schrieb ich diesen meinen Schrecken der durchdringenden Stimme der Frau von *** zu, die mir vor einer halben Stunde, den Kopf so voll lärmte, dass sich vielleicht ein Stück von einem Schalle in mein Trommelfell verschlagen, und erst icht losgebrochen haben müsse. Ich langte nochmals nach dem *Essai on Man*³, und ließ mich neuerdings auf meinen Sessel nieder. Unmensch! du erdrückst mich; röchelte eine Stimme unter mir hervor. Mit kälterm Geblüte hob ich mich nun von meinem Stuhle auf, beobachtete das Küssen, welches sich nach und nach in die Höhe zu thürmen, und zu schnauben schien. In Eil ergriff ich mein Federmesser, und ritzte den Ueberzug auf, um vielleicht einem elenden Geschöpfe, das sich, ich weiß nicht, durch was für einen Zufall, dahin verkrochen haben könne, beyzuspringen. Wie gross war mein Erstaunen! - Eine grosse, weite, lange, breite, ehrwürdige Perücke, vor der

ich mich, wenn sie mit sechs Pferden daher gefahren wäre, bis zur Erde gebücket haben würde, kroch mit dem Beystande der elastischen Bewegungen ihrer Locken, die sich in ihre vorige Stellung zurück zu ziehen suchten, aus dem Polster langsam hervor, und blieb so vor mir liegen.

Eine ganze halbe Stunde stand ich unbeweglich, und beschäftigte mich mit diesem seltenen Zufalle. Alle meine Systemen von der Geisterwelt, von der Seelenwanderung, von den Luftmenschen, und was sonst noch für Menschen *Praetorius*⁴ und *Svedenborg*⁵ kennen, suchte ich hervor um meine Erscheinung zu erklären. Unglücklicher Schatten eines alten Rechtsgelehrten, der du etwa in dieser Hülle den bessern Theil deines vorigen Daseyns herumzuwandern, und dieses weitschichtige Bezirk von Haaren zu bewohnen, verurtheilet bist, die vormals deine leere Hirnschale ehrwürdig deckten, und dir das Ansehen eines wichtigen Mannes gaben; was für ein Zufall bringt dich zu mir? wie kann ich dir helfen? Soll ich – Du irrest, Sterblicher! versetzte mit noch keuchender Stimme die Perücke. Du kennest die Ziege, die *Esop*, *Fontaine*, und die glücklichen Fabeldichter, sprechen hörten: ich bin ein Abstämmeling davon. – – Vehrehrungswürdige Hülle dieser lehrreichen Ziege! rief ich mit Bewunderung auf. –

Thörichter! darfst du den adelichen Missiggänger, der den mit Schweiß erworbenen Reichthum seiner Voreltern verprasset, und in Gold gekleidet, von der Höhe seines Stolzes mitleidig auf dich herablickt, so, wie seinen Grossvater, gestrenger Herr! zurufen; und mich, die ich meinen vorigen Stand so sehr veredlet, und von der Heerde, wo ich vormals müssig waydete, durch meine Biegsamkeit bis auf den Scheitel eines Monarchen geschwungen, und da von dem Throne durch Jahrhunderte Nationen Ehrfurcht einflösste; mich nennest du eine Ziege? die Reihe meiner Zufälle, der Verfall meines Geschlechtes, das grausame Edikt, und die natürliche Folge davon, mein Unglück! müssen mich freylich in deinen Augen herabsetzen. Wie hart wird

noch mein Schicksal werden! Eine Staatsperücke, dessen Ansehen durch eine öffentliche Verordnung zernichtet worden, muss in deinen Augen das seyn, was ein Adelicher, dem ein unglücklicher Brand seine Einkünfte, und damit seine Verdienste entrissen hat.

Diess von so vielen Seufzern unterbrochene Klagelied brachte mein mitleidiges Gemüth ganz in Bewegung. Wer du auch immer bist, paradoxes Geschöpf, Ziegenfell, oder Perücke! du sollst nie mehr von mir kommen; da in diesem Schranke will ich dich unter meinen Alterthümern sorgfältig bewahren, und, als den kostbarsten Schmuck meines Vermögens, meinem ältesten Sohne hinterlassen, der dich unversehrt seinen Enkeln, und diese der spätesten Nachkommenschaft überliefern sollen. Zugleich öffnete ich meinen Raritätenkasten, um dieses ehrwürdige Ueberbleibsel des Ansehens aus dem vorigen Jahrhunderte da zur Zierde aufzuhängen, als mich meine Perücke mit folgendem langen Monolog unterbrach: Grossmüthiger Wohlthäter! du hast mich aus einer so gezwungenen Stellung, aus einem, meinem vorigen Ansehn, so widrigen Orte uneigennützig erlöst, und nun sorgest du auch so menschenfreundlich für meine Erhaltung. Was kann dir eine arme verfolgte Perücke für einen Dank dafür bezeigen? Wenigstens sollst du noch der einzige Sterbliche seyn, gegen dem ich mich meines aus dem mythologischen goldenen Alter, wo Fuchs, und Esel, und Sperling, und Amboss sprachen, hergebrachten Vorrechts bedienen, und dir meine lange Geschichte erzählen will. -- Einmal räuspern, dann rückte ich den entpolsterten Stuhl zu meinem Tische, legte meine sprechende Perücke sanft vor mir nieder, und sie fuhr fort:

Ich will dir nicht die ganze öffentliche Geschichte aller Perücken, die glücklichen Erfinder, Verbesserer derselben, und ihren Ursprung, Fortpflanzung, und Wachsthum erzählen. Nur meine, – meine eigene Geschichte sollst du hören.

In den glücklichen Zeiten, da sich Monarchen nicht so, wie izt, bloss durch Leutseligkeit und Menschenliebe von ihrem Volke auszeich-

neten, sondern wo man Gepränge und Anputz zur Vergrößerung der Majestät ersann, wurde meinem Schöpfer, einem französischen Haarkrauser gnädigst aufgetragen, für den großmächtigsten und unüberwindlichen Monarchen des Königreichs *Shetura*⁶ eine Perücke in Vorschlag zu bringen, die dem übrigen so ausserordentlichen als ungemächlichen Anzuge angemessen wäre. Meine künftige Gestalt wurde sogleich ausgedacht, aufgezeichnet, vorgewiesen, gebilliget, und die ersten uranfänglichen Theile einer Staatsperücke in und ausser Landes zusammen gekauft.

Was für ein Haufe von Haaren, aus denen mein Erschaffer die würdigsten aussuchen, und in Ordnung bringen sollte. Sechs türkische Rossschweife wurden zur ersten Anlage hervorgesucht: dann vier Pfund Ziegenhaare, worunter auch die glückliche Locke war, die Philis, die Schäferinn Arkadiens, einer von den sprechenden Ziegen, die sie als das kostbareste Opfer dem Gott Pan schlachtete, da er ihr ihren Liebhaber zurück brachte, abschnitt, als einen feyerlichen Putz in ihre Haare flocht, und dann von Hand zu Hand bis auf das vorige Jahrhundert herüber brachte. Diese Locke ist der edlere Theil meines Körpers, den die Götter bey so vielen Gefahren immer unversehrt erhielten, und der mir das Recht gab, zu denken, zu beobachten, und itzt zu sprechen. Haare von Ungläubigen, denen das heilige Bonzengericht zu *Schetura* die Köpfe geschoren, ehe sie zum Scheiterhaufe geführt worden, um auch noch davon Gewinn zu ziehen; Haare unglücklicher Töchter, die das von *Rom* nach *Schetura* herüber gebrachte heilige Feuer der Göttinn *Vesta*⁷ bewachen, zeitlebens in diesem Tempel schmachten, und unter dem Schleyer auf die Tage ihres Daseyns fluchen; Haare von Elenden, die diesen natürlichen Schmuck ihres Hauptes willig entbehrten, um ihn für einige Pfennige umzutauschen; Haare von Ertrunkenen, Erhenkten, und so gar der Bart eines Rabiners, der, um dem heiligen Bonzengerichte zu entwischen, sich scheren liess, wurden in meinen Körper eingewirket, und in drey

Wochen das ganze Gewebe zu Stande gebracht, das auch *Penelope* mit aller ihrer Geduld in zehn Nächten nicht aufgelöset haben würde. Bey einem festlichen Stiergefachte erschien ich das erstemal in meinem Glanze. Ein Hut mit weissen über die Stulpe herab hangenden Federn, vermuthlich um die Fliegen und Mücken, die auch königliches Ansehen nicht verschonen, zu wehren, deckte die hohe Vergette⁸. Meine Glieder rollten majestätisch das Haupt hinab, und wurden auf dem weiten Kragen des Mantels, und einer brillantenen Kette, woran ein goldener Leopard gefesselt war, durch ihre eigene Schnellkraft gewieget. Alles bückte sich vor mir bis zur Erde. Einheimische Höflinge bewunderten die Erfindung, und ahmten sie nach; und auswärtige Ministers hielten diese Vermehrung des Ansehens von *Schetura* für wichtig genug, sie an ihre Höfe zu überschreiben, und zur Nachahmung zu empfehlen. Zwey Jahre genoss ich ungestört meines Glückes, bis endlich eine neue Mode, die Haare des Vordertheils an die Perücke noch höher aufzuthürmen, über die pirenäischen Gebirge hinüber kam, und ich bey der Musterung der königlichen Garderobe an einen Kammerdiener verschenkt wurde, dem ich mehrere Jahre hindurch bey vier feyerlichen Bonzengerichten, bey acht öffentlichen Audienzen, bey zwey Vermählungsgeprängen, und endlich, da er starb, auf seinem Ehrenbette zum Anputze diente. Sein Sohn, der mit dem scheturaschen Gefolge nach *Patriabien*⁹ hinüber reisete, verwahrte mich in einem alten Koffer so übel, dass ich zum Theile den Ratten im Schiffe zur Nahrung wurde. So, wie ich war, überliess man mich einem Bedienten, dieser einer Truppe wälscher Schauspieler. Gleich Tages darauf erschien Arlekin mit dieser neuen Beute auf den Brettern; man klatschte ihm Beyfall zu, und ich fühlte dabey den schrecklichsten Schmerzen, da ich mich von der Höhe meines Glückes bis zum Gelächter des Pöbels herab gestürzt sah. In wenig Tagen zogen wir nach Bohmora¹⁰, eines dem Königreiche *Patriabien* uralten unterworfenen Königreichs. Bey der Vorstellung einer türkischen Tra-

gödie diente ich dem Tartarchan statt des Pelzes, und Tages darauf der *Prima Donna* zum Muffe. Mein Principal wurde banquerot; unser Friseur bemächtigte sich meiner, eines Schnurbartes, und einer runden Perücke, die der Engländer in der schlaun Wittwe auf hatte, und baute aus diesen Ruinen eine Rathsperücke, die ein neuer *Candidatus Juris* an sich kaufte. Wirklich glaubte ich mein altes scheturasches Ansehen wiederum erhalten zu haben, da ich den folgenden Tag unter Begleitung einer Anzahl grotesker, vielknotigter, und hochgethürmter Perücken, unter Trompeten- und Paukenschalle, und unter Vortretung einiger vermumten Männer, in einen Saal eingeführet wurde, wo man meinem neuen Innhaber unter tausend Grimassen zurief, dass er gelehrt, und hochgelehrt sey. Ein mächtiger Kuss, mit dem ein lateinischer Herr meinem Neugelehrten vermuthlich die Gelehrsamkeit einpfropfte, brachte alle Theile meines Körpers, so wie die elektrischen Ausflüsse, wenn sie leichtere Körper in ihren Dunstkreis hineinziehen, in Unordnung. Endlich endigte sich diese Feyerlichkeit, und man führte mich unter dem Zujauchzen des Volkes in den Tempel, wo man für den jungen Mann, den man nun für gelehrt ausposaunet hatte, den Verstand vom Himmel erbitten wollte. Zwo Wochen wiederkäute ich das Vergnügen, das ich auf einmal in solcher Viele genoss. Mein Herr aber, der seine Kunst nicht gar genau verstanden haben mag, verhandelte mich aus Noth an einen Rathsherrn, dem ich bey Leichengeprängen, öffentlichen Umgängen, und in der Rathsstube zwanzig Jahre unermüdet und getreu seinen wichtigen Schedel gegen Hitze und Kälte schützte. Sollte ich alles erzählen, was ich da erfuhr, und desto sicherer beobachten konnte, je weniger es einem Rathsherrn zu *Bohmora* auch nur einfallen mochte, dass es außer ihm ein denkendes Geschöpf gebe! Allein, wie gesagt, – ich erzähle nur meine Geschichte. Ernsthaft und stolz auf unser Ansehen, wohnte ich nebst zwölf andern Perücken der Rathsversammlung bey. Nach mehrern, theils wichtigen, theils unwichtigen Geschäften, las unser

Herr Syndicus¹¹ eine hohe Verordnung mit stotternder Stimme herab, die ausdrücklich befahl: Obrigkeiten und Magisträte sollen sich künftighin nicht durch einen lächerlichen Anzug, sondern durch Sitten, Verstand, Billigkeit und Menschenliebe die Achtung ihrer Mitbürger zuzuziehen, und sich von ihnen zu unterscheiden trachten; und hiemit seyn die kurzen scheturaschen Jacken, die gestutzten Mäntel, der breite Kragen, und welch ein Donnerschlag! die ungeheuren Perücken verrufen.

So sind wir dann alle verlohren! schrie die Versammlung einstimmig auf, – und trennte sich voneinander. –

Mit niedergeschlagenen Häuption, und zerstreuten Haaren, giengen wir nach Hause, klagten das Unglück unsern Weibern, und zogen die Decke von dem Kopfe mit eben dem Unwillen, mit dem *Esop*ens Esel seine Löwenhaut ablegte.

Wie zärtlich nahm mein zwanzigjähriger Bewohner nicht von mir Abschied! – Treuer Gefährte meiner Arbeiten, wisperte er mir mit weinender Stimme in die Locken, mit dir habe ich mein Ansehen, meine Würde getheilet, und auch du halfst mir meine Schmach und Leiden ertragen, da du die Schamröthe auf meinen Wangen, so lange sie noch dieser fähig waren, unter deinen schützenden Locken verbargest, wenn etwa höhere Stellen uns über ungeschickte Rathschlüsse verwiesen, oder gedrückte Bürger uns Partheylichkeiten vorgeworfen.

Itzt küsste er mich, drückte mich an seine Brust, – und – der Undankbare! nach zweenen Tagen übergab er mich einem Juden, der diese verrufene Waare an sich kaufte. Alle meine Kollegen, und sechs Rätthe von mehrern Ansehen, schmachteten einen halben Tag, und eine lange Winternacht in dem Schiebsacke unsers Hebräers, bis er uns den folgenden Tag zum Kauf ausstellte.

Unser Bürgermeister wurde von einem *Friseur des Dames* auf Haarlocken verschnitten. Der Syndicus wurde von der Impressa¹² der Schau-

bühne eingelöst, um die Rolle des Advocaten ansehnlich zu machen. Ein Trödler nahm drey Rätke, um für künftige Fastnacht eben so viele Masken zusammen zu richten. Ein Landritter kaufte zween andere zu Winterdecken für seine Pferde, und einen bessern zu einer Familienperücke. Mich und den Rest meiner Mitbrüder kaufte der Tapezier¹³ für einen geringen Preis, stopfte damit Ruhebetten und Sessel aus, und durch diesen Zufall gerieth ich dir in die Hände.

Diess ist das Leben, und das Schicksal einer Perücke, die Monarchen, und Ministern, und Schauspielern, und Rechtsgelehrten, und Magistraten gedienet hat; die auf dem Throne gesessen, einem Juden unterthänig, und von dir, grosser Wohlthäter! befreyet und erhalten worden.

Meine Schicksale sollen dich die Unbeständigkeiten des Glückes lehren, und – –

Welch Unglück! meine Perücke ist in Flammen. Ich entschlief gleich beym Anfange der Moral, die vielleicht lange gedauert haben mag. Das Licht fiel, ich weiss nicht wie, um, ergriff meine Perücke, und nun lodert sie in Flammen auf, ein Brandopfer dem guten Geschmacke. –

Victima haud ulla amplior
Potest, magis aequè optima mactari Jovi,
Ouam hi Crines.¹⁴

Anmerkungen

- 1 Abweichend von Senecas Originaltext, der zum Niederlegen der „aufgeblasenen/stolzenGesichter“ auffordert, wird hier zum Ablegen der „aufgeblasenen und geschwollenen Haare“ aufgerufen.
- 2 Alexander Pope (1688-1744), engl. Schriftsteller der Frühaufklärung.
- 3 Popes philosophisches Gedicht „Vom Menschen“.
- 4 Deutscher Komponist und Gelehrter (1571-1621).
- 5 Schwedischer Mystiker und Theosoph (1688-1772).
- 6 Phantasiename.
- 7 Römische Göttin, Hüterin des Feuers.
- 8 Perücke, bei der das Haar über dem Stirnansatz zu einer Rolle hochgekämmt ist. Mode um die Mitte des 18. Jahrhunderts.
- 9 Phantasiename, evtl. Wortspiel mit „patria bien“ (spanisch: gutes Vaterland).
- 10 Phantasiename.
- 11 Jurist, der zuständig für die Rechtsgeschäfte einer Stadt ist.
- 12 Theaterleitung.
- 13 Handwerker, der neben Wandverkleidungen auch Polster und Matratzen anfertigt.
- 14 Hier werden „diese Haare“ als bedeutendstes Opfer bezeichnet statt wie in Senecas Original „der feindliche König“.

[ANONYM]

Schreiben eines Doppelbatzens (1751)

„Schreiben eines Doppelbatzens“ erschien 1751 in der von Johann Justinus Gebauer herausgegebenen moralischen Wochenschrift *Der Mensch, eine moralische Wochenschrift*. Als moralische Wochenschriften bezeichnete man Zeitschriften, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Umlauf waren, den Zeitschriftenmarkt beherrschten und größtenteils zur Verbreitung der Ideen der Aufklärung beitrugen. Neben der Information und Belehrung der Leserschaft sollten sie zudem auch zur Meinungsbildung und Verbreitung aufklärerischer Werte anregen und der Unterhaltung dienen.

In der Erzählung beschreibt eine Münze, die 1661 geprägt worden ist, welchen Lebenszyklus sie im Laufe der Jahre durchlaufen und dabei oftmals an Wert verloren hat.

Ein Batzen ist eine historische schweizerische und süddeutsche Münze. Ein Doppelbatzen entsprach in den 60er Jahren des 17. Jahrhunderts acht Kreuzern. Zur Orientierung über den Wert: Zu der Zeit kosteten eine Maß Bier drei Kreuzer, ein Pfund Rindfleisch drei Kreuzer, ein Pfund Butter acht Kreuzer und eine Gans 16 Kreuzer.¹

Transkription, Einleitung und Anmerkungen: Carina Greiffenberg

Quelle: *Der Mensch, eine moralische Wochenschrift*. Halle: Johann Justinus Gebauer 1751, 9. Stück, 65-80.

Schreiben eines Doppelbatzens

Ich will heute unsern Lesern einen sehr seltsamen Brief mittheilen. Vielleicht wird er manchem sehr unwahrscheinlich vorkommen, welcher keinen Begriff von der Wahrscheinlichkeit einer äsopischen² Fabel gelernt hat. Doch ich will, ohne einen fernern Eingang zu machen, den Brief selbst hersetzen.

Mein Herr!

Ihr werdet euch vielleicht sehr wundern, daß ich an euch schreibe, weil ihr nicht begreifen könnt, wie ich von eurer Wochenschrift Nachricht erhalten habe. Allein ihr dürft nur Geduld haben, bis ich diesen Brief geendiget: so werdet ihr erkennen, daß ich jetzo in der Tasche eures Verlegers stecke, indem er mich für ein Stück eures Menschen umgetauscht hat. Da ihr nun willens seyd, in dieser Wochenschrift von der menschlichen Natur zu handeln, ich und meines gleichen aber die Ehre haben, daß wir die einzige oder vornehmste Triebfeder der meisten menschlichen Handlungen sind: so habe ich geglaubt, daß es sich gar wohl schicke, eurem Menschen eine Nachricht von meinen Schicksalen, die ich, seitdem ich geprägt worden, ausgestanden habe, einzuverleiben. Ihr werdet sehen, daß nicht leicht ein Ding anzutreffen sey, welches so vielen Abentheuren ausgesetzt ist, als ich und meines gleichen, und zwar solchen Abentheuren, welche den Menschen mehr betreffen, als uns, ob wir gleich dieselben auszustehen haben. Vernehmet demnach meine guten und bösen Schicksale.

Im Jahr 1661 bin ich geprägt worden, und ich trage das Bildniß eines Erzbischofs auf mir. Ich könnte ein weitläufiges Buch schreiben, wenn ich alle meine Reisen zu Wasser und zu Lande ausführlich erzählen wolte. Ich bin in Ostindien gewesen, in America und in Africa. Ich bin

in allen Ländern von Europa, durch mein Schicksal, herumgeworfen worden. Ich könnte demnach sehr vieles erzählen, sonderlich wenn ich alle die Oerter nennen wolte, wo ich verwahrt worden bin. Bald stack ich in der Tasche eines Prinzen, bald in dem Munde eines Bettlers. Bald stack ich in einem Strohdache, bald unter der Erde. Oft habe ich vorne in der Schnürbrust eines Frauenzimmers gesteckt. Allein das würde ohnfehlbar eine abgeschmackte Erzählung werden. Ich will demnach alle meine Schicksale übergehen, die nichts besonders in sich enthalten, und welche ich mit einem jeden Batzen, Groschen, oder einem jeden andern Stück Gelde, gemein habe. Die meisten derselben sind ohnedem meinem Gedächtnisse entfallen, nur will ich anmerken, daß ich 186465 mal für ein Glas Brantewein bin ausgegeben worden, und daß ich 94890 mal bin verspielt worden. Doch dieses bey Seite gesetzt!

Ich war kaum aus der Münze gekommen, so gerieth ich in die Gewalt eines Hofbedienten, welcher mich mit seiner Besoldung erhielt. Weil ich nun noch jung war, so hatte ich ein ganz unbeflecktes und reizendes Ansehen, und mein Herr betrachtete mich mit entzückendem Vergnügen. Er warf mich in einen grossen Kasten, und ich befand mich in der Gesellschaft sehr vieler Geldsorten, welche alle von einem neuen Gepräge waren, und ein glänzendes Ansehen hatten. Zwanzig Jahr habe ich in diesem Gefängnisse stecken müssen; denn mein Herr hatte eine recht närrische Art des Geitzes. Er hätte lieber gehungert, ehe er einen neuen Thaler, Ducaten³ oder Batzen ausgegeben hätte. Aus beschmutzten Geldstücken machte er sich sehr wenig: allein er konnte es nicht über sein Herz bringen, ein neu geprägtes Stück auszugeben. Da ich nicht mehr als sechzehn Pfennige gelten konnte, so war ich nicht besser als ein Doppelbatzen, der schon in hundert Fleischer-taschen gesteckt, und gleichwol habe ich bey diesem meinem Herrn den Vorzug seiner Liebe vor tausend andern Doppelbatzen genossen. Wenn sich mein Herr eine rechte Freude machen wolte, und das

geschahe sehr ofte, so schloß er die Thüren meines Gefängnisses auf, und ergötzte sich mit dem blossen Ansehen meiner Wenigkeit und meiner Cameraden. Ich muß gestehen, daß ich mich erstaunlich ärgerte über meinen schlechten Zustand. Denn da ich bloß zum Nutzen der Menschen sechzehn Pfennige gelte, so kan ich nicht eher einen Nutzen schaffen, ehe ich nicht ausgegeben werde. Da ich nun zwanzig Jahr ungebraucht verwahrt liegen muste, und meinem Herrn nicht den geringsten wahren Nutzen schafte, so war ich meines Gepräges satt und müde, und es wäre mir lieber gewesen, wenn ich ein Stück einer Theekanne oder eines Ohrlöffels gewesen wäre. Ich war mit dem mir eingepprägten Bildnisse des Fürsten eben eine so elende Creatur, als ein Dorfjunker, an welchem nichts zu verehren ist, als das Wapen seiner vortreflichen Ahnen.

Mein geitziger Herr starb, und ich gerieth in die Botmäßigkeit seines einzigen Sohns, welcher deswegen ein Taugenichts geblieben war, weil er wußte, daß sein Vater Geld genug eingescharret hatte. Nun währete es nicht lange, daß ich unter die Leute gebracht wurde. Mein neuer Herr machte unter dem Gelde keinen Unterschied, sondern er gab es aus, wie es ihm unter die Hände fiel. Meine erste Ausflucht geschahe in einer Dorfschenke. Mein Herr war halb besoffen, als er mit dem Wirthe Richtigkeit machte; und kaum war ich aus seiner Tasche auf den Tisch gelegt, so befand ich mich in einem Haufen Tobacksasche, welche mit Bier vermengt war. Meine jugendliche Schönheit litte einen unersetzlichen Verlust, zumal da mich der Wirth in seine Tasche steckte. Von der Zeit an gerieth ich unter den Pöbel der Batzen, und kein Mensch hat mich seit der Zeit um einer andern Ursache willen geschätzt, als weil ich sechzehn Pfennige galt. Ich muß gestehen, daß ich, nachdem ich dieser Sache nachgedacht, meine Betrübniß über den Verlust meiner Schönheit überwunden habe, weil ich sahe, daß man mich nun nicht mehr ehrte, als ich verdiente; und weil ich dieses Schicksal mit allen denen Frauenzimmern gemein

habe, deren Werth alsdenn erst recht erkant und gebührend geschätzt wird, wenn sie durch die Boken ihre Schönheit eingebüset haben.

Nachdem ich durch unzählig viele Hände gegangen war, stack ich in der Tasche eines Gelehrten, welcher sich bestrebte ein tugendhafter Mann zu seyn, und welcher sich insonderheit der Mildthätigkeit befließ. Dieser Mann gieng einstens spatzieren, und hieng seinen Betrachtungen nach. Es begegnete ihm ein armer alter und lahmer Mann, welcher ihm aufs rührendeste um ein Almosen ansprach. Mein Herr grif in seine Tasche, und erwischte mich ganz von ohngefähr, und warf mich unbesehens in den Hut des Bettlers. Nachdem dieser sich gewöhnlichermassen bedankt hätte, so wolte er das empfangene Almosen besichtigen. Weil er nun nichts weniger als ein Stück Geld von meinem Werthe vermuthet hatte, so gerieth er bey meinem Anblicke in ein entzückendes Erstaunen. Die Augen giengen ihm vor Freuden über, er dankte Gott für das unvermuthete Stück, und betete für seinen Wohlthäter. Ich gestehe, daß dieses der einzige Zufall gewesen, bey welchem ich mich meiner Wenigkeit wegen geschämt habe. Ich ärgerte mich, daß ich nicht einen Ducaten galt: denn ich bin niemals in bessern Händen gewesen, als bey diesem Bettelmann. Er hob mich lange mit derjenigen Sparsamkeit auf, mit welcher ein guter Hauswirth die alten Thaler beylegt. Endlich aber, weil ich nicht aus Geitz aufgehoben ward, kam ich in die Botmäßigkeit eines Beckers.

Nach einigen Jahren müste ich ein überaus hartes Schicksal erfahren, indem ich in verschiedenen Ländern bis auf einen Groschen herunter gesetzt wurde, und in einigen Ländern solte ich zu gar nicht mehr gelten. Ich kan nicht leugnen, daß mich diese Verachtung meines Werths im Anfange gewaltig schmerzte. Allein endlich tröstete ich mich wieder. Ich zog in Erwegung, daß ich einen gewissen innern Werth besaß, welchen mir kein königlicher Befehl geben und nehmen konte. Ich überlegte, daß mein Werth, in so ferne ich sechzehn Pfennige galt, bloß von dem Willkühr der Obrigkeit abhange, und also

stund es auch in ihrem freyen Willen, mich herunter zu setzen, und ich blieb doch wer ich war. Ich tröstete mich vollends mit der Betrachtung, daß es meinen Herren, den Menschen, eben so geht. Bald bekommt jemand von einem Könige einen Titel, und sein innerer Werth wird dadurch nicht erhöht; bald wird ihm sein Rang genommen, und er verlieret nichts von seinem innern Werthe. Wenn der Fürst die Gelehrsamkeit nicht hochschätzt, so werden alle Gelehrte in seinem Lande abgesetzt, und sie mögen sich alsdenn mit den abgesetzten Batzen trösten. Wenn sie sonst viel nutze sind, so wird ihr Werth nicht vermindert, und solten sie gleich in einem Lande nicht viel gelten.

So lange ich abgesetzt blieb, ward ich bald ungemein gelobt, bald aber als das schlechteste Geld heruntergemacht. Alle diejenigen, welche mich besaßen, lobten mich, und tadelten den Fürsten, der mich abgesetzt hatte. Ich muß mich wundern, sagte ein jeder, der mich und meines gleichen besaß, wie grosse Herren so wunderbar seyn können, und Geld absetzen. Man sollte alles gelten lassen, was rund ist. Batzen sind das beste Geld. Und man konnte nicht Worte genug finden, um mich herauszustreichen. Ich begrif leicht, daß man mich meines Werths wegen nicht lobte, sondern aus blossem Eigennutze, weil man an mir vier Pfennige einbüßen sollte. So wenig darf man den Lobsprüchen der Menschen trauen, und sich um derselben willen etwas einbilden: Gemeinlich loben die Menschen nur um ihres Eigennutzes willen, und nicht um der Erkenntniß der Würdigkeit desjenigen Dinges oder derjenigen Person willen, welche sie loben. Diejenigen im Gegentheile, welche mich nicht besaßen, machten mich als das liederlichste Geld herunter, und lobten den Fürsten, welcher mich abgesetzt hatte. Weil meine Verächter aber allemal anmerkten, daß sie froh wären, weil sie keine Batzen hätten, so konnte ich leicht schliessen, daß sie mich bloß aus Eigennutz verachteten; und sie würden mich gewiß gelobt haben, wenn ich in ihrer Gewalt gewesen wäre. Wenn die Menschen etwas verachten, so geschieht es selten deswegen, weil sie über-

zeugt sind, daß dasselbe verachtungswürdig sey. Der Eigennutz zwinget sie ofte, etwas zu verachten: daher ich mir aus der Verachtung dieser Leute gar nichts machte.

Nach nicht gar langer Zeit ward ich wieder gäng und gäbe, und ich galt meine vollen sechzehn Pfennige. Ich kam unter die Herrschaft eines vornehmen und gelehrten Mannes, welcher von jederman hochgeschätzt ward. Er hatte ein ungemein artiges Weib, und jederman glaubte, daß er sich mit derselben allein völlig würde begnügen lassen: allein man betrog sich gewaltig. Mein Herr schämte sich auf eine solche Art zu huren, bey der er befürchten müssen, daß seine Ausschweifung bekant werden würde. Daher pflegte er es ofte so zu veranstalten, daß er späte noch über die Strassen gehen muste. Er durchschlich die abgelegensten Gassen und Winkel der Stadt, und büsete seine Lust mit den Gassenhuren. Mein betrübtes Schicksal brachte es so mit sich, daß ich von diesem saubern Herrn einer solchen schändlichen Person gegeben ward, welche mich mit Freuden annahm, mich aber alsobald in Brantewein versof.

Nach diesem ward ich in einen Beichtstuhl getragen, und ich kam in die Gewalt eines Predigers, welcher lauter gemeine Leute zu seinen Beichtkindern hatte. Als er nach Hause kam, und das eingesamlete Beichtgeld überzählete, so fiel ich ihm in die Augen, und er machte gegen seine Frau verschiedene Anmerkungen über mich. Ich will nur einige anführen. Derjenige, sagte er, welcher mir diesen Doppelbatzen gegeben, hätte mir wol zwey Groschen voll machen können: allein es gibt keine rechtschaffene Christen mehr. Wenn man etwas für sich selbst ausgeben soll, so spart man kein Geld: aber dem Prediger wird immer abgebrochen. Es solte billig kein Beichtkind weniger als zwey Groschen geben; denn ein Prediger hat ein sehr schweres Amt. Doch, erholte er sich wieder, wenn nur ein jeder einen Doppelbatzen gäbe, so wäre doch noch was zu verdienen. Hierauf fieng er wieder an: wenn dieser Doppelbatzen ein Ducate wäre, so wäre es gut. Kurz,

ich merkte, daß der Prediger die ausnehmende Gabe besaß, mit keiner seiner Einnahmen völlig zufrieden zu seyn; sein Sinn stand immer nach mehrerm.

Einsmalen entstand bey nahe Mord und Todtschlag über mich. Zwey reiche Cavaliers, welche sehr gute Freunde waren, spielten mit einander, und der eine hatte gewältig viel verloren. Währenden Spiels frolockte der andere beständig, und mengte verschiedene Redensarten unter seine Gespräche mit dem unglücklichen Spieler, welche auf ein Vexieren⁴ hinausliefen. Dieser fluchte unterdessen auf seinen Unglücksstern, und war im höchsten Grade erbittert. Als sie das letzte Spiel gemacht hatten, rechneten sie zusammen, und derjenige, welcher gewonnen hatte, verlangte sechzehn Pfennige mehr, als ihm der andere zugestehen wolte. Sie geriethen darüber in einen harten Wortwechsel, und ich lag eben auf dem Tische, und gehörte dem unglücklichen Spieler zu. Der andere ergrif mich, und sagte mit der grösten Heftigkeit: dieser Doppelbatzen ist auch mein, und der Teufel soll mir ihn nicht wieder nehmen können. Der andere wolte mich demselben wieder aus der Hand reißen: allein sie geriethen in ein Handgemenge. Sie schlugen und schimpften sich, und ergriffen endlich ihre Degen. Sie verwundeten einander dergestalt, daß der eine bey nahe gestorben wäre. Ich war unterdessen auf die Erde gefallen, und ward von der Magd im Hause gefunden, welche mich ohne weiteres Bedenken in ihre Botmäßigkeit nahm. Diese Begebenheit machte mich einigermassen hochmüthig, weil meinethwegen Menschenblut vergossen ward: denn es war mir unbegreiflich, daß zwey gute Freunde um eines Batzen willen sich solten so entsetzlich feindselig tractiren können. Da ich bey nahe schon hundert Jahre unter den Menschen gewesen bin, so habe ich vielfältig erfahren, daß über Kleinigkeiten die alterbittersten Feindseligkeiten entstanden sind, und das bloß die eigensinnige Rechthaberey daran schuld gewesen, wenn keine Parthey der andern hat nachgeben wollen. Das lächerlichste bey solchen Strei-

tigkeiten besteht ofte darin, daß die Sache, worüber man streitet, einem dritten zu Theil wird, und daß also die streitenden Partheyen sich vergeblich mit einander veruneinigen.

Ein fast noch abentheuerlicheres Schicksal betraf mich bey einer andern Gelegenheit. Mein dermaliger Herr war ein sehr reicher Kaufman. Er ließ einstens Holz klein machen, und indem der Holzhacker arbeitete, sprang ein Stück Holz dem Kaufmann, welcher zusahe, an die Beine, daß es ihm ziemlich schmerzen mochte. Er gerieth darüber in Feuer und Flammen, schlug den Hohnhacker hinter die Ohren, und schimpfte ihn aufs ehrenrührigste. Der Holzhacker ward böse, schmiß seine Axt hin, und wolte den Kaufmann verklagen, um seinen ehrlichen Namen zu retten. Der Kaufmann begrif den Augenblick, daß er Unrecht gethan, und gab tausend gute Worte. Laßt es immer diesmal gut seyn, sagte er, ich habe mich übereilt; ich will euch ein paar Kannen Bier zu vertrinken geben. Und hiemit zog er mich aus seiner Tasche, und übergab mich dem Holzhacker, welcher dadurch völlig wieder besänftiget wurde. Er meinte, wenn eine jede Ohrfeige, oder ein jeder Hundsvot sechzehn Pfennige eintrüge, so wäre er glücklich: denn er wolte sich alsdenn täglich schlagen und schimpfen lassen. Auch diese Begebenheit schmeichelte meinem Hochmuthe, weil ich für würdig gehalten wurde, mit dem ganzen ehrlichen Namen eines Menschen in ein Gleichgewicht gesetzt zu werden.

Einsmalen verschafte ich einem Cavalier ein ausnehmendes Vergnügen, worüber er sich einen halben Tag aufs innigste belustigte. Er hatte sich mit einer Pfeife Toback, an einem schönen Sommertage, in seiner Schlafmütze und blossen Hemde, zum Fenster herausgelegt, und schmauchte in einer ruhigen Stille. Ein Betteljunge stund unter dem Fenster, und begehrte ein Almosen. Der großmüthige Cavalier ließ sich sehr lange bitten; endlich warf er mich herunter dicht unter sein Fenster. Das arme Kind jauchzte vor Freuden, und indem er mich aufhob, goß der Cavalier sein Nachtgeschirr über dasselbe aus. Er

hätte vor Lachen zerbersten mögen, so sehr vergnügte er sich über diesen Spas. Der arme Junge redete wol eine halbe Stunde mit seinem Wohlthäter über dieser Sache, welches denn dem Cavalier einen ausnehmenden Zeitvertreib verursachte.

Bisher war ich in einem solchen unbeschädigten Zustande geblieben, daß mich jedermann, dem ich gegeben wurde, unbesehens nahm: denn mein Gepräge war noch ganz unverletzt. Es trug sich aber etwas zu, wodurch mir ein unersetzlicher Schade verursacht wurde. Ich stack nemlich einsmalen in der Tasche eines Mannes, ohne alle weitere Gesellschaft. Er nahm einen Ducaten ein, und steckte ihn zu mir, bis er Zeit gewinnen würde, zu seinem Geldkasten zu gehen. Dieser Mensch war eben ein solcher sauberer Herr, als derjenige war, von dem ich schon einmal geredet habe. Als er nemlich seine Lust mit einer Gassenhure gebüset hatte, so wolte er mich ihr geben: er gab aber statt meiner unvermerkt den Ducaten weg, und gieng ganz vergnügt nach Hause. Als er sich auskleidete, fiel ihm der Ducate ein, und wolte ihn bey Seite legen. Sein Verdruß und Erstannen war unbeschreiblich, als er seinen Fehler erkante, und mich statt des Ducatens aus seiner Tasche nahm. Er verfluchte mich aufs entsetzlichste, da ich doch ganz unschuldig war, und warf mich vor Verdruß auf die Erde, mit der grösten Gewalt. Ich sprang unter sein Bette, und fiel in eine Menge Unflath.

Daselbst lag ich etliche Jahre, und ich war ganz in Vergessenheit gerathen. Endlich ward das Zimmer ausgefegt, und es fand mich eine Magd; ich war aber nicht mehr kentlich, so beschmutzt sahe ich aus. Man hielt mich für einen Zahlpfennig; doch nahm sich die Magd die Mühe, mich so lange zu scheuren, bis man erkante, daß ich ein Doppelbatzen war; doch war ich so abgenutzt, daß ich nunmehr ein blinder Batzen geworden.

Nun wolte mich niemand mehr haben, und gleichwol wolte mich keiner meiner Herren wegwerfen. In diesem meinem Zustande habe ich

unschuldiger Weise meinen Besitzern zu vielen listigen Erfindungen Gelegenheit gegeben, um meiner mit Vorthail los zu werden. Ich will nicht erzehlen, wie ofte ich als ein blinder Batzen zu den Collecten bin gegeben worden; wie ofte ich in die Armenbüchsen, in den Klingelsack gesteckt worden; wie ofte ich zum Trinkgelde, zum Neujahrsgeschenke u. s. w. bin gegeben worden. So ofte ich auf die Art weggegeben ward, so ofte war der Herr, den ich verließ, ungemein froh: denn ein jeder meinte, daß man einem geschenkten Pferde nicht ins Maul sehen dürfe. Diejenigen aber, die mich empfiengen, wurden bitter und böse, und ärgerten sich, daß sie demjenigen vergeblich gedankt hatten, von welchem sie mich zum Geschenk empfangen hatten. Unterdessen kan ich nicht unterlassen, einige merkwürdige Begebenheiten ausführlich zu erzehlen, welche sich mit mir, als einem blinden Batzen, zugetragen haben.

Die Magd, welche mich blind gemacht hatte, hatte mich schon an zwanzig Orten ausgeben wollen: allein, niemand wolte mich haben, und einige gaben noch dazu der Magd tausend lose Worte, daß sie sich unterstünde, einem ehrlichen Manne einen blinden Batzen anzubieten. Meine Besitzerin hatte sich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß sie, weil sie mich gefunden, um sechzehn Pfennige reicher geworden; sie sahe es also als eine ungerechte Verminderung ihres Eigenthums an, daß man mich nicht von ihr annehmen wolte. Sie wußte sich nicht anders zu rathen, als daß sie mich zu einem Beichtpfennig⁵ bestimmte. Der Prediger nahm mich, und steckte mich, ohne mich vorher zu besehen, gleichsam als wenn ihm an dem Beichtgelde nichts gelegen wäre, und als wenn er sich schämte, Beichtgeld zu nehmen, in seine Tasche.

Als er nach Hause kam, und seine Einnahme überzählte, so erblickte er mich. Er besahe mich hinten und vorne, und ich merkte alsobald, daß er nicht unter diejenigen Prediger gehörte, welche mit so vielem Rechte verehrungswürdig sind, und welche ihre Accidenzien⁶ zwar

nehmen, weil sie ihnen von der Obrigkeit als ihr Sold bestimmt sind, welche aber ihre Amtsverrichtungen nicht bloß oder vornemlich um der Accidenzien willen verwalten. Dieser Prediger ergrimte gewältig, und sprach mit einem wütenden Eifer: das ist ein verfluchter Bösewicht, ein Satanskind gewesen, der mir den blinden Batzen gegeben hat. O teuflische Verhärtung! ganz gewiß muß dieser Ruchlose kein Gewissen haben; er muß ein Atheist seyn. Wüßte ich nur, wer mir den blinden Batzen gegeben hat, ich wolte ihn verklagen. Seine Frau redete ihm aufs freundlichste zu: ärgere dich nicht zu sehr über den gottlosen Menschen, du thust dir mehr Schaden an deiner Gesundheit, wir wollen thun, als wenn wir den Batzen gar nicht bekommen hätten. Ein andermal besiehe hübsch die Beichtpfennige. Das werde ich auch thun, antwortete er. Unterdessen was fange ich mit diesem Batzen an? doch ich will schon sehen, wie ich ihn wieder los werde. Seine Frau versetzte hierauf: man muß nicht wieder andere betriegen, wenn man betrogen ist. Ey was! antwortete der Prediger, soll ich den Schaden tragen? die Accidenzien vermindern sich so alle Jahr. Auf diese entscheidende Antwort ward vor jetzo nichts mehr von der Sache gesprochen.

Dem Prediger wolte sich anfangs keine bequeme Gelegenheit darbieten, mich mit guter Manier an den Mann zu bringen, bis endlich ein alter verdorbener Student das Handwerk grüßte, und den Prediger um einen Zehrpfennig⁷ ansprechen ließ. Er berathschlagte erst mit seiner Frau, wie viel er dem Studenten schicken solte. Plötzlich fiel ich ihm ein, und sagte mit frölichen Geberden: da, mein Kind! nun kan ich den blinden Batzen los werden; und hiemit kam ich in die Hände des Bettelstudenten.

Der arme Mensch besahe mich mit betrübten Minen. Doch, weil es ein Geschenk war, so sagte er: ich werde den Batzen doch für etwas los werden. Er gieng in ein Wirthshaus, und zeigte mich dem Wirthe. Er bat ihn zugleich aufs demüthigste, aus Barmherzigkeit gegen einen

armen Menschen mich für voll anzunehmen. Allein der Wirth war unerbittlich, und wolte mich anfangs für gar nichts annehmen. Endlich aber ließ er sich erbitten, und nahm mich für acht gute Pfennige an.

Der Wirth bezeugte gegen seine Frau eine grosse Freude über mich. Es solte nimmermehr gut seyn, sagte er, wenn ich ihn nicht für voll wieder los werden solte, und also habe ich einen guten Profit gemacht. Der Wirth musste an einen Kramer eine ziemliche Summe auszahlen, und das that er dismal mehrentheils mit Batzen. Er steckte mich so unter andere Batzen beym Aufzählen, daß der Kramer meiner nicht ansichtig wurde, und ich gieng also mit den übrigen durch, so wie mancher Schelm unter den Menschen, in der Gesellschaft ehrlicher Leute, bey verschiedenen Gelegenheiten mit durchwischt.

Ogleich der Kramer mich endlich fand, so steckte er mich doch in eine Deute nebst andern Batzen, und wir machten zusammen fünf Thaler aus. Es kam jemand, und wolte einen Louis d'or auswechseln, und ich ward demselben mit den übrigen überliefert. Als mein neuer Herr mich fand, gieng er wieder zum Kramer, und gab mich wieder zurück. Anfangs schien er sich zu weigern, mich wieder anzunehmen; denn, sprach er, es ist meine Gewohnheit nicht, jemanden mit liederlichem Gelde zu betriegen. Unterdessen, weil sie es sind, so schicken sie mir denselben wieder, so bald sie bey mir Waaren holen lassen, ich will ihn für einen Doppelbatzen nehmen. Der andere that das. Allein, er bekam um acht Pfennige weniger Waaren. Und wenn ich eine Rechnung anstellen wolte, so wolte ich wol sagen, daß ich dem Kramer über einen Thaler Profit gebracht, weil er mich für voll wieder annahm, und immer weniger Waare gab. Endlich behielt mich ein Student, welcher bey dem Kramer Geld wechselte, und mich entweder aus Großmuth und uninteressirtem Wesen, oder aus einer verschwenderischen Nachlässigkeit, nicht wieder an den Kramer zurück gab.

Dieser Student, mein Herr, hatte von eurem Menschen Nachricht bekommen, und er war begierig, das erste Stück zu lesen. Weil er nun zweifelte, ob der Mensch gutes Geld werth wäre, so sagte er bey sich selbst: ich will versuchen, meinen blinden Batzen los zu werden. Er gieng zu eurem Verleger in der Abenddemmerung, und foderte den Menschen und vier Pfennige wieder heraus. Euer Verleger besahe mich nicht recht, sondern steckte mich in seine Tasche, und fertigte meinen vorigen Herrn ab, welcher sich heimlich freuete, daß er euren Verleger hin-ters Licht geführt. Als mich euer Verleger fand, so warf er mich in eine Büchse, und ich fand daselbst eine grosse Menge blinder Batzen, Groschen und anderer Münzsorten, welche er nach und nach von seinen Kunden bekommen, welche die List besitzen, böses Geld los zu werden. Ich weiß nicht, wozu ich werde bestimmt werden; denn ohne Zweifel werde ich über kurz oder lang mit meinen Mitverworfenen eingeschmolzen. Und das soll mir sehr lieb seyn; denn ich bin des Herumwanderns unter den Menschen müde. Ob ich gleich manchmal den menschlichen Tugenden zu einer Gelegenheit diene, so bin ich doch mehrentheils eine Gelegenheit der schändlichsten Laster gewesen.

Ich bitte euch um Verzeihung, daß ich euch so lange aufgehalten habe. Vielleicht werdet ihr mich fragen, woher ich gelernt habe so menschlich zu denken? allein, da ich so viele Jahre mit den Menschen umgegangen, so darf man sich nicht wundern, daß ich ihre Art zu denken und zureden mir angewöhnt habe. Ich weiß nicht, wie ich mich unterschreiben soll; denn ich weiß selbst nicht mehr was ich bin. Unter dessen will ich jetzo den abgesetzten Räthen, Predigern u. s. w. nachahmen, und mich nach dem nennen, was ich weiland gewesen bin, nemlich Mein Herr, Euren gehorsamsten Doppelbatzen.

Anmerkungen

- 1 Quelle: <https://historisches-museum-frankfurt.de/node/30430>.
- 2 In der Art, im Geist des altgriechischen Fabeldichters Äsop; witzig.
- 3 Münze, die in ganz Europa bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts verbreitet war.
- 4 Jemanden necken; ärgern; quälen.
- 5 Beichtpfennig: eine ursprünglich freiwillige Gabe, die der Beichtende dem Priester zu übergeben pflegte.
- 6 Accidenzien nennt man die zufälligen, nicht regelmäßigen wiederkehrenden Einkünfte vorzugsweise der Geistlichen und Schullehrer.
- 7 Geld für Reiseproviant.

[ANONYM]

Selbstbiographie einer Feder (1826)

Diese Fortsetzungsgeschichte, in drei Teilen in der Zeitschrift *Iris. Unterhaltungs-blatt für Freunde des Schönen und Nützlichen* am 26. September, 27. September und 30. September 1826 erschienen, schildert in Form einer Selbstbiographie auf humorvolle und ironische Art und Weise den Werdegang einer Feder.

Wie für das Genre der Dinggeschichten/Autobiographien der Dinge typisch, verfügt die Feder, die zunächst als Gans geboren und als Zahnstocher sterben wird, in all ihren Seinsformen über Selbstbewusstsein, Stimme und einen eigenen Charakter – und hier bemerkenswerterweise auch über einen ausgeprägten Sinn für Anstand, Moral und Ehre. Über den Autor ist nichts bekannt.

Transkription, Einleitung und Anmerkungen: Alla Tauchnitz

Quelle: *Iris. Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen*, 192 (26. September 1826), 770-771; 23 (27. September 1826), 774-775; 195 (30. September 1826), 782.

Selbstbiographie einer Feder*

Früh verlor ich meinen Vater; seine Abkunft war eine der edelsten im Lande und seine Ureltern hatten mit geschnattert auf dem römischen Capitele, und so Stadt und Republik gerettet. Er selbst starb im Felde. Meine Mutter war eine Gans; der Gram über den Tod meines Vaters nagte ihr am Herzen, sie überlebte ihn nur kurze Zeit; eine trostlose Waise, klammerte ich mich fest an derselben und durch Gewalt nur konnte ich von ihr getrennt werden. Wie ein tiefer Abgrund lag mein künftiges Loos vor meinen Blicken. Den Anfang meiner Leiden machten die Wasser- und Feuerprobe, darauf ward ich mit 24 meiner Mitschwestern fest zusammengeschürzt und in einem großen prächtigen Hause als Sklavin verkauft. Der Herr, aufmerksam auf meine blühende Schönheit, zog mich hervor, beschaute, befühlte, betastete mich, schnitt mir den Kopf ab, spaltete den Körper, beraubte mich meiner Eingeweide, tauchte mich in ein nasses, bitteres, schwarzes Loch, und ließ mich auf einem glatten, weißen Papier die zierlichsten Sprünge machen. Wenn ich hätte lachen können, so würde ich in diesem Augenblick über den seltsamen Gebrauch, zu dem ich bestimmt war, laut gelacht haben. Sobald er Geld brauchte, wurde ich auf diese Weise schwarz gebadet und spazieren geführt, was man, wie ich später erfuhr, schreiben nannte. Entzückt über meine Macht, die ich nun zu begreifen anfang, saß ich eines Tags hinter dem Ohre meines Herrn, meine gewöhnliche Ruhstelle, da öffnete sich leise die Thür und ein großer, stattlicher Mann, schwarz gekleidet, weiß gepudert, ein rothes Band im obern Knopfloche und einen Verdienst-Orden auf der Brust, trat herein. – Mein Herr trat ihm einige Schritte entgegen und nach den gewöhnlichen Ceremonien, begann der Fremde: „Frankreich weint über der Asche eines seiner edelsten Bürger; der General Foy,

* Die befiederte Autorin ist eine Pariserin. Anm. der Redaction.

dieser tapfre Soldat, dieser große Bürger; dieser würdige Vertheidiger der Rechte seines Volks, ist todt, aber er lebt, und wird ewig leben in dem Herzen jedes Gutgesinnten, deshalb hat ganz Frankreich laut sich dafür ausgesprochen, ihm ein ewiges Denkmal, der Familie ewige Sicherheit zu gründen. – Sie werden ihre Beiträge nicht versagen. Die Thränen standen ihm in den Augen, auch mein Herr war gerührt; nach einer kleinen Pause faßte er sich wieder und erklärte feierlich, daß er diesen Tag zu den ehrenvollsten seines Lebens zähle, und ein einziger Zug von mir bestätigte die Wahrheit mit 100 Louisd'or. Der Fremde dankte und verschwand. Da trat im Morgen-
gewande eine junge, reizende Dame in's Gemach. Trauer verkündend, war die ganze, schmachttende Haltung. Das Gesicht war blaß, in herrlichen Ringeln floß das goldne Haar über den gewölbten, hochbewegten Busen, und eine Perle glänzte im großen blauen Auge. – Ich komme um Dir Lebewohl zu sagen, lieber Mann, sagte sie mit einer sanften Flötenstimme, reise mit Gott, gedenke meiner, wie ich Deiner nicht vergessen werde; sie schluchzte. Beruhige Dich, mein Kind, tröstete sie mein Herr, wie bald bin ich nicht wieder da, und während meiner Reise, wirst Du mir den Mangel Deines Umgangs durch Deine Briefe erleichtern, und diese Feder, fügte er hinzu, indem er mich überreichte, bestimmte dafür; sie hat eben eine gute That gethan, ver-
richte auch Du nur Gutes damit. Trepp auf, Trepp ab, führte mich meine neue Gebieterin, und ein kleines niedliches Zimmer nahm uns auf; sie öffnete das Schreibepult und, o Himmel! das verhängnisvolle schwarze Loch war wieder da, aber es war kleiner, zierlicher und geschmackvoller als das ihres Mannes; sie schrieb:

Lieber Theodor!

Mein Mann hat heute den glücklichen Einfall, zu verreisen. Ich sollte mit, wollte er haben, aber der Himmel bewahre mich vor dieser Thorheit. Deßhalb bin ich seit gestern bedeutend unpäßlich, ich habe mir

vom Arzte jede anstrengende Bewegung, vorzüglich das Fahren untersagen lassen. Krank durfte ich mich nicht stellen, sonst könnte er die schreckliche Zärtlichkeit haben, mich nicht verlassen zu wollen. Kurz, heute Abend reis't er. Du weißt, was das heißen soll. Wenn die Glocke 8 schlägt –

Nein! das war zu viel! Zu einem so schimpflichen Vertrage wollte ich meine Kräfte nicht leihen, ich stockte, krazte, sprizte, gab keinen Strich mehr her, und alles, was mit dem achten Glockenschlage sich ereignen sollte, blieb stecken. Die Schreiberin zürnte, erhizte sich, riß das Fenster auf, und schleuderte mich erboßt hinab auf das harte Straßenpflaster.

Aber die gütige Vorsehung hatte es anders beschlossen. Ein Mann, der Kleidung nach ein Engländer, ging grade vorüber. Auf den breiten Rand seines Hutes fiel ich nieder. Im Hotel Rivoli kehrten wir ein. Der Engländer trat in sein Zimmer, zog den Rock aus, sah nach der Tasche und: Gott im Himmel! schrie er, meine Brieftasche ist verloren. Er stürzte die Treppe hinab, da hört' er ängstlich froh seinen Namen rufen. Ein Greis, bescheiden gekleidet, auf einen Stab gestützt, in den Zügen Gram und Offenheit, fragte nach dem Lord B. Der Lord trat hinzu. Diese Brieftasche, sagte der Greis, muss Ihnen bei einem Spaziergange aus der Tasche gefallen seyn, ich war glücklicherweise der Finder, die Goldbuchstaben auf dem Rande bezeichneten mir Eigenthümer und Wohnung; hier ist sie. Er verbeugte sich und ging. Der Engländer rief ihn zurück. Wer sind Sie, tugendhafter Mann? fragte er freundlich und zutraulich. Ich bin Schuhmacher, antwortete der Greis, das Unglück hat mich schrecklich heimgesucht, vor zwei Jahren verlor ich die treue Gefährtin meines Lebens, mein Haus brannte nieder, fünf Kinder habe ich und kein Brod. – Wissen Sie, was diese Brieftasche enthält? - Nein, es ziemt mir nicht Andrer Eigenthum zu untersuchen, nie habe ich gestrebt, fremde Geheimnisse zu enträthseln; – Wie ist Ihr Name? – Jacques Blond? Er schied, der Engländer folgte.

In ein kleines, unansehnliches Haus der Dorfstadt des [unleserlich] [unleserlich] arme redliche Finder eines ungeheuren Vermögens. Was muß der arme, gute Mann in diesem Augenblick empfunden haben, wie kränkend muß für ihn die Empfindung gewesen seyn, eine rechtschaffene That gethan, und sich nicht einmal eine Danksagung dafür erworben zu haben. So dachte ich, als eine fremde, geistesartige Stimme mir zuzuflüstern schien: Thörin! Du sprichst wie ein Gänsekiehl! jede gute That findet im Herzen des Thäters ihren Lohn. Dieser rechtschaffene Schuhmacher, der in diesem Augenblick nicht weiß, wovon er morgen leben kann, den Alter und Gram darnieder beugen, er kehrt jetzt zufriedner ein in seine Hütte, wie ein König. Ihn kann Undank nicht kränken, denn der Brave zählt nie auf den Dank der Menschen. – Willig gab ich mich diesen Betrachtungen hin, da trat Mylord an die Portier Wohnung des Hauses. Der Fensterrahmen flog zurück, und die Pförtnerin, auf ihrem Posten grau geworden, legte schnell mit der einen Hand das tröstende Psalmbuch auf die Seite, zog mit der andren die vieljährige Brille von der Nase, belebte ihre Sehkraft mit einer stärkenden Prise und streckte neugierig forschend den alten, ehrwürdigen Kopf hinaus an das Licht des Tages. Der Engländer erfragte kurz und bündig, wer Jacques Blond sey. Mit der Geberde des Mitleids berichtet, die treue Hüterin so viel Gutes und Liebes, und zugleich so viel Trauriges und Herbes, daß jener ohne das Ende abzuwarten, der umständlichen Erzählerin zwei blanke Silberstücke in die Faltenhand drückte, und schnell wie der Wind die Treppe hinaufflog. Er öffnete leise die Thür, da lag, die welke Hand auf dem guten Herzen, Jacques Blond knieend vor dem Bilde des Erlösers, heiße Thränen floßen auf die Erde; neben ihm eine blühende Jungfrau, und das große blaue Auge betete hinauf zu dem himmlischen Vater aller Menschen. Großer Gott, schluchzte sie, stärke meinen Vater, daß er die Leiden muthig ertrage, die du ihm auferlegt und all das Unglück, das du ihm zugedacht, gieß es herab auf das Haupt

seines Kindes, laß es ausströmen auf mein kindlich-junges Haupt, und du gute Mutter, die du frei von den Fesseln des Erdenlebens in Engelsgestalt auf uns herabsiehst, gedenke deiner Kinder. Eine Pause folgte diesem rührenden Auftritte, der Engländer fühlte sich ergriffen, es war ihm, als ob die Gottheit in dieser Hütte wohne. Auch sein Gebet stieg mit hinauf zu dem himmlischen Vater, er zog zum Erstenmal den Hut ab, aber Gott sey Dank, das breite Band hielt mich fest, ich fiel nicht zur Erde. Da pochte es dreimal an der Thüre, bang erschrocken fuhr das Mädchen auf. Mylord! schrie der arme Jacques, und kaum war dieß Wort den zitternden Lippen entflohn, da trat, gebieterisch-streng, der Eigenthümer des Hauses in die Stube und verlangte frostig die Entrichtung der fälligen Miethe. Nur noch drei Tage Frist! bat Jacques, Gott wird es Ihnen lohnen in Ihrer letzten Stunde. – Jetzt konnte der Engländer sich nicht mehr halten. Er zog die Brieftasche hervor, öffnete sie, und fünfzig Bank-Billets lagen auf demselben Tisch, den bis jetzt nur trocknes Brod berührt und Thränen benetzt hatten. – Kein Wort des Dankes, fügte der Engländer hinzu. – Ich werde stets Euer Schuldner bleiben. Heute Abend reise ich. Hier ist meine Adresse in London. Wenn Ihr meiner bedürft, verschont mich nicht. Mit diesen Worten war er verschwunden, ich mit.

In Gedanken über die Freude der dürftigen Schuhmacher-Familie, der ich so gern noch hätte beiwohnen mögen, über die Härte des Miethherrn und die Grausamkeit des Lords, kehrte ich mit diesem in das Hôtel zurück. Das Haar zierlich gebrannt, eine schwarze Nadel auf der schneeweissen Binde, Löffel und Gabel von blinkendem Silber in der rechten Tasche der blauen Weste, stand der Oberkellner an dem Eingang des Gasthofes. Er erblickte meinen Herrn, machte eine tiefe Verbeugung, sah nach dem Hute des Lords, lächelte, und bat, in gewandten, französischen Ausdrücken, um Vergebung, daß er es wage, mich von dem Bande zu lösen. – Machen Sie meine Rechnung damit, sagte der Lord, diesen Abend reise ich. Der Oberkellner bückte sich

wieder, nickte bejahend mit dem Kopfe, und nach einer ziemlichen Pause, in der er sich höchstwahrscheinlich von dem Schreck, den ihm die Abreise eines reichen Lords verursachte, zu erholen suchte, kamen erst die Worte zum Vorschein: „wie Sie befehlen, Mylord!“ Er trat in sein Cabinet, wies mir sogleich die Klinge, um mich gleichsam durch Furcht zum Gehorsam gegen ihn zu bilden, öffnete ein großes dickes Buch, und, während er die Rechnung für meinen ehemaligen größmüthigen Herrn daraus abschrieb, hielt er folgendes Selbstgespräch: „Diese Engländer kommen mir grade vor, wie die Indianer, als Cortez Peru eroberte, ein dummes Volk, aber viel Gold. Wenn die den Gastwirthen nicht in den Wurf kämen, wahrhaftig sie müßten im heißen Sommer in der Stadt, statt auf dem Lande wohnen, und statt in prächtigen Cabriolets, zu Fuße ihre Promenaden machen. – Dieses Inselvolk kommt da zu uns herübergeschifft nach Frankreich, und freut sich kindisch über alle Merkwürdigkeiten und Sehenswürdigkeiten, deren Anblick nicht ein gutes Wort kostet. – Deshalb müssen der Wirth und der Oberkellner für die Börse sorgen.“ – Meine Mutter war zwar eine Gans, und wahrlich mehr zu seyn bedurfte es kaum, um zu bemerken, wie freundlich der Herr Oberkellner gegen die Engländer gesonnen sey. Er war zu Ende, legte mich sanft nieder auf das Tintenfaß und ging, immer das Auge auf die Rechnung geheftet, ob ihm nicht noch etwas einfallen wolle, die wenigen Lücken des Blattes auszufüllen, in langsam abgemessenen Schritten der Thüre des Saales zu. Ein Offizier stürzte herein; den Hut tief im rollenden, wildflammenden Auge, die rechte Hand auf dem Griff des Degens, machte er einige heftige große Schritte durch den Saal. – Im Angesicht des ganzen Regiments! rief er plötzlich und blieb sinnend stehen. Nein diesen Schimpf ertrage ich nicht! Er zog ein Blatt Papier aus der Tasche, ergriff mich, die Zunächstliegende, und schrieb:

Herr Obrist!

Vor der Fronte des ganzen Regiments haben Sie mir den Vorwurf gemacht, daß mein Bruder auf dem Schaffot gestorben. Sie waren Zeuge, daß ich, unmittelbar nach diesem Ereigniß, von dem Prinzen meinen Abschied verlangte; Sie wissen was er mir antwortete ... „das Verbrechen ist persönlich; Ihr Bruder starb auf dem Schaffot, ich sehe nicht ein, warum die Armee deshalb einen Ihrer verdientesten Offiziere verlieren soll.“ Das hat mir der Prinz geantwortet, ich bin stolz darauf, und diese erhabene Antwort berechtigt mich zugleich, die eclatanteste Genugthung von Ihnen zu fordern. Morgen früh mit dem Glockenschlage fünf finden Sie mich auf den elisäischen Feldern. – Als Mann von Ehre hoffe ich Sie dort zu finden. – Sie haben die Wahl zwischen Pistolen und Degen. –

B. –

Der Schreiber zitterte, ich fiel auf die Erde, das Stubenmädchen reinigte das Zimmer, und fand mich. Eine ganze Nacht brachte ich auf dem Tischchen der holden Finderin zu, und sann hin und her, zu welchem Gebrauch sie mich bestimmen werde. Da theilte sie mich am Morgen in zwei Hälften, warf den obern Theil durch das Fenster und den untern umwand sie bis auf die Spitze mit himmelblauen Perlen, und nur in der Mitte glänzte goldschimmernd der Name Carl. – Carl war ein verschmizter Bediente. Er trug mich Monate lang in seiner Tasche, ohne andre Verrichtung, als daß ich jedesmal nach dem Essen seine Zähne ausstochern mußte. Eines Tages begleitete er seinen Herrn auf dem Dampfboot nach St. Cloud. Bedienten sind neugierig. Er ließ sich den Feuerkessel zeigen, zum Unglück hatte er mich in den Händen, ich fiel – und dasselbe Element, welches mich in's Leben führte, gab mir den Tod.

FRANZ GRÄFFER

Selbstbiographie eines Buches (1829)

Die Erzählung „Selbstbiographie eines Buches“ von Franz Gräffer erschien 1829 im Wien bei Mausberger Druck und Verlag in einer Sammlung mit dem Titel *Momus. Nämlich: jocose Geschichtchen, humoristische Erzählungen, phantastische Scenereien und Schwänke, lyrische Seifenblasen und sonstige Allotria*.

Franz Gräffer war eine schillernde Persönlichkeit des Wiener Vormärz: Er arbeitete unter anderem als Zeitschriftenherausgeber, freier Schriftsteller, Redakteur und Antiquariatsbesitzer. Mit Jakob Czikann gab er die österreichische Enzyklopädie heraus.

Der Titel seiner Sammlung kündigt bereits den satirischen Ton der Erzählung: Der Name Momus stammt aus der griechischen Mythologie. Momus ist der Gott der Schriftsteller und Dichter. Dabei repräsentiert er Satire, Spott und Misstrauen. Übersetzt bedeutet der Name „Schuld“. Momus wird am Ende wegen seinem Scharfsinn und seiner Kritik von Olymp verstoßen.

Die in der Ich-Form verfasste Erzählung liefert eine ausführliche Beschreibung der Buch-Herstellung, der Wanderungen der gedruckten Sache durch Hände der Leserschaft bis hin zu ihrem Ende (vermutlich als Toilettenpapier). Die Funktion ist didaktisch. Die Sprache ist satirisch, humorvoll und teils zynisch. Die Selbstbiographie des Buches führt das gesellschaftliche Leben und Treiben dieser Zeit vor Augen.

Transkription, Einleitung und Anmerkungen: Zoya Sepehri

Quelle: Franz Gräffer: *Momus. Nämlich: iocose Geschichtchen, humoristische Erzählungen, phantastischen Scenereien und Schwänke, lyrische Seifenblasen und sonstige Allotria*. Wien: Mausberger's Druck und Verlag 1829, 12-16.

Selbstbiographie eines Buches

Ueber mein geistiges Wesen, und ob ich eine Seele gehabt, kann ich nichts Genaues berichten; ich ahne nur so halb und halb, daß ich in dieser Hinsicht von einem Fabriksdrucker in wenigen Tagen componirt, und noch vor meiner Geburt: „Große encyclopädische Blumenlese“ getauft wurde.

Mit diesem imperiösen Namen also erblickte ich in einer finstern Druckerei das Licht der Welt. Da wurde ich anfangs glieder-, oder wie man sagt, bogenweise aufgehängt, um zu trocknen, und lag dann in Gesellschaft von 999 Brüdern ganz ruhig in einem Winkel, bis wir eines Tages allesammt, von unserm jetzigen Eigenthümer, einem reichen Buchdrucker, in ein dunkles und feuchtes Magazingewölb transportirt, und daselbst eingesperrt wurden. Die Gefangenschaft währte nicht lange. Ich mit einem meiner Brüder wurde da herausgeholt, in die Ueberbleibsel eines unserer Vorfahren, Maculatur genannt, sorgfältig eingewickelt, mit einem Strickchen zusammen gebunden und einige Meilen weit zu einem Buchhändler geführt.

Dieser Mann kam mir gleich bey unserer Ankunft sehr wohlwollend vor, denn er befreite uns von unsern genealogischen Reliquien, und schnitt uns die würgenden Stricklein vom Leibe. Aber wie sehr hatte ich mich getäuscht! Der Unbarmherzige steckte uns in ein großes Paket wo wir wieder zusammen gepreßt und umstrickt wurden, und uns in der schlechtesten Gesellschaft befanden. Kein innerer, kein äußerer Rang konnte hier geltend gemacht werden, bloß die eiserne und gemeine Regel des Alphabets entschied, und so kam ich unter den cynischen Blumauer und mein Bruder auf eine Blutzeugengeschichte zu liegen! Welche Nachbarschaften und welcher Zustand überhaupt! – Die Situation der Häringe in ihren Tonnen, der Negersclaven auf ihren Transportschiffen, muß Wohlthat gegen die unsrige seyn!

Indeß blieb ich nicht lange in dieser peinlichen Lage. Eines Abends kam ein Mann mit einem Zeitungsblatt in den Laden, und rief laut meinen Namen aus. Dieß war daß Signal meiner Befreiung. Der Buchhändler entthob mich meiner Gesellschaft; aber mein Bruder blieb zurück, und ich habe in der Folge weder von seinem, noch von dem Schicksal meiner übrigen 998 Brüder irgendetwas erfahren können. Der fremde Herr legte einige Stückchen rundes Metall auf den Tisch, nahm mich unter den Mantel, und trug mich fort.

Bald darauf befand ich mich in einem Gemache, das wie eine Möderhöhle aussah. Hier traf ich eine Menge Verwandte an, aber in welchem Zustande? Die einen sah ich in einem Meer von flüßigem Leim ersäufen, die andern auf torturähnlichen Maschinen ausgespannt, und mit spitzigen Werkzeugen durchstoßen; wieder andern wurden sengende Brandmale aufgedrückt, vorzüglich dauerte mich einer meiner Verwandten von sehr ansehnlicher Gestalt, dem man mit einem runden Eisen ganze lange Streifen vom Leibe schnitt. Ich schauderte bei diesem Anblicke, und zitterte für mein eigenes Schicksal. Doch kaum hatte ichs recht angefangen zu zittern, als einer dieser Cannibalen mit entkleideten Armen mich faßte, auf den anatomischen Tisch warf, und mich Glied für Glied auseinander zerrte. Hierauf bog er jedes dieser Glieder dreimal zusammen, und suchte mich bei dieser Operation durch sanftes glattes Streicheln, mit einem flachen weißen Beine zu besänftigen, legte auch meine sämtlichen Glieder in ihre vorige Ordnung zusammen. Jetzt aber stand mir das schlimmste bevor. Der Barbar ergriff mich, legte mich auf einen Amboß, und schlug mit einem großen eisernen Hammer unbarmherzig auf mich los. Von diesen mörderischen Schlägen nahm ich kaum wahr, daß mich dieser Mörder gleichfalls in eine der vielen Torturmaschinen einspannte, bis mich unaufhörliche Nadelstiche wieder zur Besinnung brachten. In diesem Zustande sah ich allerhand andere Zubereitungen treffen, die mir wieder etwas tröstlich vorkamen, und deren Resultat darin be-

stand, daß ich ein artiges blaues Kleid, und sogar einen vergoldeten Rücken erhielt. So ausgestattet vergaß ich alle meine Leiden, und wurde noch am nächstlichen Tage von demselben Herrn wieder abgeholt, welcher mich in diese Bekleidungs-Anstalt gebracht hatte.

Von nun an schien sich meine Lage merklich zu verbessern. Der Herr, welcher ein junger Herr war, fand Gefallen an mir. Er nahm mich mit auf die Promenade, fuhr mit mir auf's Land, und beschäftigte sich selbst des Nachts mit mir. Auch hielt er mir in Gesellschaften manche schmeichelhafte Lobrede, und schrieb sogar zu meinen Gunsten einen langen Aufsatz, der für eine Zeitung bestimmt war. Plötzlich aber fing ich an, von Haus zu Haus getragen zu werden. Ich kam zuerst zu einer schönen Putzhändlerinn, dann wieder zu einigen Geliebten, und endlich auch zu einem alten Herrn, der die Putzhändlerinn öfters besucht hatte.

Bey all diesen ging es mir nicht zum Besten. Einige schimpften über mich, und die meisten gingen auch sonst indiscret mit mir um, so daß ich bald voll Schmutz befunden, und mein schönes blaues Kleid völlig verdorben war. In diesem Zustande kam ich wieder zu meinem jungen Herrn zurück. Da stand mir aber ein schmachliches Los bevor. Ich wurde mit einigen Dutzenden meiner Verwandten in einen Korb geworfen, und zu einer Auction gebracht, wo ich bald wieder meinen Nahmen rufen hörte, und um einen Bagatelle erstanden wurde.

Mein jetziger Herr war ein sogenannter Antiquar-Buchhändler. Lange sah er mich gar nicht an, endlich schrieb er meinen Nahmen auf, setzte einen zehnfach höhern Preis dazu, als um den er mich erkaufte hatte, und gesellte mich zu mehreren meiner Ahnen, die halbverfault in schweinsledernen Kleidern abscheulich stanken, aber von ihrem Eigenthümer dessen ungeachtet mit viel Wohlgefallen beschaut und hoch gehalten wurden. Einige Tage darauf hörte ich zu einer neuen Auferstehung meinen Nahmen nennen, und wurde neuerdings von einem alten Herrn fortgetragen, der mich nicht wieder

ansah, und in eine große Kiste verschloß in der es vor Gestank nicht auszuhalten war, den eine Menge meiner Vorfahren, an denen schon die Würmer nagten, um sich verbreiteten.

Ein Glück für mich, daß der alte Herr starb, denn jene Würmer hatten sich schon an mich selbst gemacht. Kaum war der Leichnam aus dem Hause als des alten Herrn junge Wirthschafterinn die ganze Kiste einer alten Frau überließ. Diese nahm mich bald aus meinem Gefängniß, und brachte mich in einen kleinen übelriechenden Laden, wo ich, zu meinem Schrecken, viele Glieder meiner Ahnen in Gestalt von Düten erblickte. In diese Düten sah ich das alte Weib kleine Portionen schwarzen Staubes geben, und solche bey einem Fenster verschiedenen Leuten hinaus reichen, die kleine Prisen daraus sich in die Nase stopften. Ich hatte diese Beobachtung nicht lange fortgesetzt, als die Tyranninn sich auch an mich machen wollte. Allein sie schien sich eines Andern zu bedenken, und unterließ das demüthigende Attentat. Eines Andern besann sie sich wohl, aber nicht eines Bessern. Schändlich, entehrend, empörend, brandmarkend, leider aber nicht unerhört, was mit mir zuletzt geschah.

[SYDNEY WHITING]

Memoiren eines Magens (1855)

Die Erzählung *Memoiren eines Magens* referiert und belehrt in einem moralphilosophischen Stil über wichtige Aspekte des Essens und Trinkens. Die im Verhältnis zu anderen Selbstbiographien der Dinge viel umfangreichere Schrift erschien 1855 im Otto Wigand Verlag in Leipzig als selbständige Publikation.

Es handelt sich wahrscheinlich um eine Übersetzung aus dem Englischen. Aus der Sekundärliteratur ist bekannt, dass in England eine Monographie namens *Memoirs of a stomach; written by himself* von Sydney Whiting 1853 erschien, die auch ins Deutsche und Französische übersetzt wurde.¹

Der Magen als Ich-Erzähler gibt eine Anleitung zu einem vernünftigen Leben, was Essen und Trinken anbetrifft, aber auch eine allgemeine Anleitung zu einer vernünftigen und gesunden Lebensweise in einem harmonischen Kreislauf mit der Natur.

An dieser Stelle wird eine Auswahl aus der umfangreichen Schrift dargeboten: Die Vorrede, in der u.a. allgemeine medizinische Ratschläge erteilt, Ärzte und Arzneien negativ bewertet werden; Ein Abschnitt, in dem auf den Einfluss der Liebe auf den Magen ausführlich eingegangen wird und schließlich Teil des Buches, in dem der Einfluss des Weins auf den Magen beschrieben wird.

Transkription, Einleitung und Anmerkungen: Marion Tiefenbacher Kalus und Klaus Billenwillms

Quelle: [Sydney Whiting:] *Memoiren eines Magens von ihm selbst geschrieben. Herausgegeben von einem Minister des Innern. Ein wichtiges Buch für Jeden, der da ißt und trinkt.* Leipzig: Verlag Otto Wiegand 1855.

Memoiren eines Magens von ihm selbst geschrieben. Herausgegeben von einem Minister des Innern. Ein wichtiges Buch für Jeden, der da ißt und trinkt.

Jejunus raro stomachus vulgaria temnit. –
Hunger ist der beste Koch.
O, daß mein Magen ein Ankertau wäre
und jeder Zoll ein Gaumen!

– Shakespeare.

Vorrede des Verfassers.

Auf welche Weise es mir in mechanischer Hinsicht möglich gewesen ist, die nachstehenden Blätter niederzuschreiben, darnach hat Niemand ein Recht zu fragen*; insoweit aber die geistigen Fähigkeiten hierbei zur Geltung kommen, bin ich der Meinung, daß ich vor meinem Gehülfen, Hrn. Gehirn, den Vorrang behaupte**, denn während ich in der Beletage residire, wohnt er in der Dachstube. Wenn er übrigens immer so wie ich das Gute von dem Schlechten trennte und alle Dinge, die er empfängt, eben so gründlich verdaute, so würde er ein größeres Recht haben, auf mich herabzublicken, als ihm gegenwärtig zusteht.

* Es steht zu vermuthen, daß unser Autor alle Mittheilungen über Gegenstände, die mit seiner eigenen persönlichen Erfahrung nichts zu schaffen haben, aus der Conversation des Individuums, welches er bewohnt und welches, wie wir später erfahren, sich literarisch beschäftigte, herausgehört hat.

** Diese Prahlerei ist zu entschuldigen. Van Helmont verlegte den Sitz des Verstandes in den Magen, den der Willenskraft in das Herz und den des Gedächtnisses in das Gehirn!

Ich sage dies bloß deshalb, weil ich bemerkt habe, daß die Vorreden aller Bücher gewöhnlich damit beginnen, daß man die Fähigkeiten und Leistungen Anderer herabzusetzen sucht, und obschon ich an Einführungen und Einleitungen aller Arten gewöhnt bin, so will ich mich doch hier mit dieser einen begnügen.

Memoiren eines Magens.

Ueber die Tage meiner frühesten Kindheit kann und muß ich hier ziemlich rasch hinweggehen, weil ich, wie dies andern Leuten auch so zu gehen pflegt, von meinem Zustande als Neugeborener nicht viel zu erzählen weiß.

Meine Mutter war ein sanftes, schmiegsames Wesen und gerade das Gegentheil von ihrem Gatten, der, wie ich zu meinem Leidwesen bekennen muß, eine etwas rauhe Gemüthsart besaß und die Vorzüge seiner Lebensgefährtin nicht zu würdigen verstand. Auch in vielen andern Beziehungen war diese Ehe durchaus nicht eine glückliche zu nennen und es war daher gewissermaßen ein Glück, daß meine Mutter ungefähr drei Monate nachdem sie einen Sohn zur Welt gebracht, das Zeitliche segnete.

Meine Erinnerung reicht natürlich bis zu diesem Ereigniß nicht zurück, wohl aber weiß ich, daß ich, weil ich der Mutterbrust noch nicht entwöhnt war, einer Amme übergeben ward und daß diese Veränderung auf meine Gesundheit und mein Wohlbefinden den verderblichsten Einfluß äußerte. Der süße mandelähnliche Geschmack der köstlichen Nahrung, die meine arme Mutter mir spendete, verwandelte sich jetzt in den einer unreinen, kraftlosen Flüssigkeit, aus welcher ich eine Menge mir nicht zusagender Ingredienzien, ja sogar Fäulsel herauschmeckte.

Die Behandlung, die ich auf diese Weise von meiner Amme erfuhr, war ganz abscheulich. Die Aerzte sagten ihr, sie solle gutes Braunbier

trinken, und dies that sie auch; daneben aber trank sie auch noch alle anderen Spirituosen, die in der Schankwirthschaft, worin sie das Bier holte, zu haben waren. Das Schlimmste dabei war, daß mir kein Mittel zu Gebote stand in dieser für mich so schlimmen Situation eine Aenderung herbeizuführen; doch trug ich Sorge, meine üble Stimmung auch meiner Umgebung empfinden zu lassen, so daß meine Nachbarn, die Arme und Beine, convulsivisch zuckten und strampelten und die kleine, in der obern Etage logirende Stimme ein so entsetzliches Geschrei erhob, daß alle Leute im Hause den kleinen Körper, dessen Mittelpunkt ich war, dahin wünschten, wo der Pfeffer wächst.

Dieser Mangel an Geduld, durch den ich meine sehr reizbare und jähzornige Amme immer noch mehr erbitterte, war indessen mein eigener Schaden, denn zuweilen, wenn der Hunger mich zwang, die Nahrung, die sich mir eben darbot, zu genießen, hörte ich meine Freunde, die Lippen, einen großen Lärm über die bittere Substanz erheben, mit welcher die armen Unglücklichen nothgedrungen in Berührung kamen, und dieses Geschrei war der sichere Vorläufer einer ganz abscheulichen Flüssigkeit, die unmittelbar darauf in mich herunterrann und mir oft solche Uebelkeiten verursachte, daß ich mich vor Ekel hätte umwenden mögen.

Nachdem ich einige Zeit lang in diesen bejammernswerthen Verhältnissen gelebt, kam endlich die glückliche Zeit, wo mir andere Nahrung gereicht ward, und ich konnte ein ganzes dickes Buch schreiben, wenn ich all die außerordentlichen Ueberraschungen erzählen wollte, die meiner harreten, als die verschiedenartigsten Mischungen sich mir aufdrängten und von mir verdaut und zum Besten des ganzen Körperorganismus verarbeitet sein wollten. So entsinne ich mich, daß mich die erste Semmel, mit der ich gefüttert ward außerordentlich verblüffte. Ich glaube, meine harmlosen Pfleger waren in ihrer Unschuld der Meinung, daß sie mich mit gemahlenem Weizen nährten. Aber Weizen, wie heißt? Als ich dieses Gepäck mit Hilfe meiner kräf-

tigen Analysirmaschine untersuchte, einer Maschine, die so stark ist, daß sie ein Stück Marmor auflösen und in seine einzelnen Bestandtheile zersetzen würde – als ich, sage ich, dieses Gepäck mit Hülfe einer starken Säure untersuchte, fand ich, daß die ganze Mischung nicht mehr als zwanzig Procent Weizenmehl enthielt und zum noch übrigen Theile aus gewöhnlicher Stärke, Alaun, Kartoffelmehl, ja sogar Gyps zusammengesetzt war!

Ich darf hierbei nicht unerwähnt lassen, daß ich fortwährend und bei allen meinen Verrichtungen von einem Sicherheitsbeamten begleitet ward. Der Name dieses Beamten war Gaumen und seiner Instruction zufolge hatte er jedes für mich bestimmte Nahrungsmittel zu kosten und, wenn es ihm nicht behagte, zurückzuweisen und von mir fern zu halten. Die Wachsamkeit dieses Beamten ward indessen sehr oft durch die schlaue Art und Weise überlistet, auf welche man ihn und mich zu täuschen verstand. Die Folge davon war, daß er zuweilen in einen krankhaften Zustand gerieth, in welchem er Gutes und Böses nicht mehr von einander zu unterscheiden vermochte und anstatt mich vor Uebel zu bewahren, mir dessen zufügte.

Dann und wann und während ich von der harten Arbeit, die eine tüchtige Mahlzeit nöthig macht, ausruhte oder wenn ich eifrigst beschäftigt war, meiner ganzen Umgebung neue Kraft und Nahrung zu spenden ward ich plötzlich in meinem Schlummer oder - wie es sich nun gerade traf – in meinen Verrichtungen durch das Eindringen gewisser Substanzen gestört, deren Beschaffenheit ich durchaus nicht kannte und die mir zuweilen einen so gründlichen Ekel einflößten, daß ich widerspenstig ward und mich weigerte, dieser ungerechten Anforderung an meine Gefälligkeit und Assimilationsgabe zu genügen. Dafür aber ward ich in der Regel arg gezüchtigt und niemals werde ich den Tag vergessen, wo, als ich eine abscheuliche Mischung von Syrup, Kreide und Zucker, was man, glaube ich, Bonbons nannte, wieder von mir gestoßen und buchstäblich zur Thür hinausgeworfen

hatte – niemals, sage ich, werde ich den Tag vergessen, wo nach einigem Hin- und Herreden zwischen meiner Wärterin und einem Arzte auf einmal in mein bejammernswerthes Innere eine schwarze Cascade von so entsetzlicher Art herabgegurgelt kam, daß ich glaubte, die Fluthen des Phlegethon seien aufgerührt und in mich hineingeleitet worden. Ich glaubte in der That, mein letztes Stündlein habe geschlagen und meine Leiden wurden noch in bedeutendem Maße dadurch gesteigert, daß ich nicht wagte, diese widerwärtige, ekelhafte Substanz wieder von mir zu geben, denn ich fürchtete, daß man sie mir dann nochmals aufzwingen würde. Deshalb ertrug ich das Uebel so gut ich konnte, war jedoch bedacht, meinen Nachbarn von meinen nicht bloß theoretischen Martern einen gehörigen Begriff beizubringen.

Von dieser Stunde an datire ich eine Reihe kleinlicher, aber sehr störender Behelligungen von ziemlich wunderlicher Art und es war mir wirklich manchmal fast zum Lachen, wenn ich hörte, daß der Körper wegen eines angeblichen Rheumatismus frottirt ward, daß man Kräuterumschläge auf wundte Stellen legte, für Hautkrankheiten das Trinken von Mineralwasser empfahl und an kranken Gliedern sogar Operationen* vornahm, während ich doch allein die Ursache davon war. Hätten die Wärterinnen und Aerzte während meiner ersten Unpäßlichkeiten mich vollkommen in Ruhe gelassen, mir in regelmäßigen Zwischenräumen leichte, nahrhafte Speise gereicht und mir mit einem Worte wenig oder nichts außer einem angenehmen Zeitvertreib zu thun gegeben, so würde ich dankbar meine Füße auf ein wohl-

* Einer der ausgezeichnetsten Aerzte der Gegenwart gesteht in einer kürzlich von ihm erschienenen Schrift selbst, daß er zur Heilung einer gewissen Krankheit von jeher Operationen vorgenommen, während er sie jetzt mit weit besseren Erfolgen durch andere Mittel auszurotten sucht und das Messer in allen diesen Fällen auf immer für überflüssig erklärt! Wir möchten wissen, ob nicht die Gespenster der gemordeten Glieder seiner Patienten ihm im Traume erscheinen und seine Nachtruhe stören!

gepolstertes Sopha geworfen, ein angenehmes Schläfchen gemacht haben, erfrischt und munter wieder erwacht sein und alles wäre gut gewesen. Dieses Mediziniren aber führte, nachdem es einmal angefangen worden, die Nothwendigkeit der Fortsetzung herbei und meine Empfindungen lassen sich besser denken als beschreiben, wenn ich hörte, daß mir gewisse Substanzen verschrieben wurden, von denen ich wußte, daß sie zuletzt meine Constitution untergraben und ruiniren würden.

Es wird hier der rechte Ort sein, wenn ich eine kurze populäre Beschreibung der Aufgabe mittheile, die mir im Menschenleben beschieden war, und da ich wünsche, daß Alle, welche essen, mein Buch lesen, so werde ich wenig oder gar keinen Gebrauch von jenen technischen und anatomischen Ausdrücken machen, die nur von meinen größten Feinden — den Aerzten gewöhnlichen Schlages — verstanden werden würden.

Meine persönliche Erscheinung ist, wie ich bekennen muß, gerade nicht einnehmend, denn ich habe meiner Form nach viel Aehnlichkeit mit einem schottischen Dudelsack oder einer Sackpfeife — die Luft-röhre ist die Pfeife und der Sack bin ich selbst. Oft wünsche ich, daß ich etwas mehr zusammengequetscht werden könnte, besonders wenn die Unmäßigkeit auf mir spielt und dann wäre es mir lieb, wenn ich solche Töne wie der ächte schottische Dudelsack von mir geben könnte, dessen Klang so entsetzlich sein soll, daß die tapfern Hochländer, um ihm zu entrinnen, sich wild in das Kampfgewühl stürzen, wovon noch in neuerer Zeit, z. B. in der Krim, mehrfache Beispiele vorgekommen sein sollen.

Der innere Bau meines ganzen Geschlechtes ist von der Natur ursprünglich fast vollkommen ausgeführt, doch hat sie dabei einer vorherrschenden Fähigkeit des Geistes, die Vernunft genannt, einen bedeutenden Einfluß zugewiesen und die Regel aufgestellt, daß im Gegensatz zu allen anderen geschaffenen Wesen der Mensch eben durch

den Gebrauch dieser geistigen Fähigkeit sein Schicksal selbst leiten und beherrschen soll. Diese Bestimmung ist ohne Zweifel eine für den Menschen sehr glückliche, denn hätte die Natur in dem Menschen weiter nichts als eine vollkommene Maschine schaffen wollen, so hätte sie es ohne Zweifel thun können; indem sie ihm aber gewisse hohe Geistesfähigkeiten und Unterscheidungsvermögen verlieh, machte sie ihn zum Herrn seines Handelns und gestattete ihm, alle jene Licht- und Schattenseiten des Charakters zu entwickeln die ihn zu einem so merkwürdigen Thiere machen, dessen Studium wohl der Mühe verlohnt.

Obschon daher, wie ich schon vorhin sagte, meine materielle Gestaltung den Zwecken meines Seins ganz bewundernswürdig angepaßt ist, so bleibt doch noch Vieles den Vorschriften des oben genannten Verstandes anheimgegeben und die Nichtbeachtung der Befehle desselben ist eben die Ursache, welche so viele Körperleiden und Beschwerden unter den Bewohnern unseres Planeten herbeigeführt hat.

Meine Hauptbestimmung war, mit gebührender Artigkeit und Höflichkeit alle Nahrung zu empfangen, die durch ein Vorzimmer oder einen Gang, die Speiseröhre genannt, in mein Bereich kam, und obschon, wie ich vorhin erwähnte ein Beamter, Namens Gaumen, unterstützt von einem Gehülfen, Namens *Geschmack*, an dem Eingange stationirt war, um alle Contrebande mit Beschlag zu belegen, so nahm ich doch im Allgemeinen gern Alles auf, was die Götter mir schickten und begann sofort die Reihenfolge meiner Verrichtungen damit auszuführen.

In dem Augenblicke wo irgend eine Speise mein Thor passirte und die schleimige Fläche berührte, sonderte ich eine so starke Säure* aus

* Der Verdauungssaft enthält außer seinen Eigenschaften als Säure noch eine eigenthümliche stickstoffhaltige Substanz, Pepsin genannt, doch sind die Aerzte über die Art und Weise der Absonderung dieser Substanz getheilte Meinung. Man

den umliegenden Hautbekleidungen ab, daß ich den eingebrachten Nahrungsstoff in eine Art Brei verwandelte und aus den seltsamsten Stoffen bildete ich mit Hülfe meiner Untergebenen eine milchige Halbflüssigkeit, Chylus genannt, die so außerordentlich kostbar war, daß in dem Augenblicke, wo sie fertig war, eine ganze Schaar Träger mit sogenannten Milchgefäßen sie in aller Eile forttrugen, um den Boden fruchtbar zu machen.

Nun denke Dir, lieber Leser, was wohl die Folge davon sein würde, wenn Du eine Anzahl Deiner Diener mit dem Befehle abgeschickt hättest, ihre Eimer in einem reinen Strom zu füllen, um Deine Wiesen damit zu bewässern, sie aber anstatt klaren Wassers nur eine trübe schmutzige Pfütze fänden! Gerade so ging es oft den von mir eben erwähnten Milchgefäßen. Ihre Aufgabe war, reinen und gesunden Chylus nach allen Theilen des Körpers zu bringen, aber die Mischungen waren in Folge von Gefräßigkeit und Völlerei oft so entsetzlich, daß ich all meinen persönlichen Einfluß aufbieten mußte, um meine Diener zur Leistung ihrer Dienste zu vermögen.

Dabei aber darf man nicht glauben, daß die Natur so sparsam gewesen sei, mich nur mit einem einzigen Mittel zur Zersetzung der Substanzen auszustatten. Dies war durchaus nicht der Fall. Außer der Säure sorgte sie auch für ein Alkali in dem Brustdrüsensaft, so wie auch in der Galle. In Folge dieser Einrichtung konnte kaum irgend ein Passagier, der einmal in den Magen gedrungen war, hoffen, wieder daraus zu entweichen; denn wenn die vorhin erwähnte starke Säure nicht ausreichte, um ihm den Garaus zu machen und ihn zu zersetzen, so ward ein starkes Alkali zu Hülfe gerufen, welches mich von allen

schreibt sie Hydrochlor, Essig, Phosphor und Milchsäure zu; manche wollen auch behaupten, sie rühre von milchsaurer Magnesia her. Es lassen sich indessen sehr viele therapeutische Argumente gegen alle diese Theorien aufstellen, wiewohl große Chemiker, z. B. Liebig und Lehmann, sich zu Gunsten der Milchsäure erklärt haben.

Arten fettiger Substanzen befreite, mit welchen der Magensaft nichts zu thun haben wollte.

Substanzen, die weder durch das eine noch durch das andere dieser gewaltigen Hilfsmittel löslich waren, wurden nach der einen oder der anderen Richtung hin ihrer Wege geschickt, so daß ich von Natur gegen alle Zufälle gerüstet war. Die Sache stand demnach so: — Die gewöhnlichen und meisten Dinge löste und zersetzte *ich*; konnte ich ihnen jedoch mit Säure nicht vollständig beikommen so überantwortete ich sie dem Alkali. Fanden sich Substanzen ein, mit denen keiner von uns beiden fertig werden konnte, so schafften wir sie weiter fort in ein anderes Bereich, obschon dies zuweilen mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden war. Faßte ich jedoch gegen irgend eine verdächtige Substanz einen heftigen Widerwillen, so beseitigte ich sie durch eine gewaltige Anstrengung meiner Muskeln ohne weitere Umstände.

Natürlich hatte ich meine eigenen besonderen Methoden, auf welche ich meine zahlreichen Pflichten ausführte und ich könnte, wenn es nöthig wäre, ausführlich auseinander setzen, wie ich durch die Zusammenziehung meiner Muskeln, durch theilweise Gährung, durch Verdünnung, durch Endosmose, hauptsächlich aber mit Hülfe meines gastrischen Saftes die schwierige Aufgabe erfüllte, den ganzen Körper zu erhalten und ihm Kraft und Rüstigkeit zu verleihen.

Abgesehen von diesen Mitteln aber hatte ich auch noch zuverlässige Boten nach jeder Richtung hin und zwischen mir und dem in der obern Etage wohnenden Herrn *Gehirn* war eine doppelte Linie elektrischer Drähte gezogen, mit deren Hülfe ich ihm mit der größten Leichtigkeit und Schnelligkeit alle Ereignisse des Tages, so wie sie geschehen, melden und er mir auch seine eigenen Gefühle und Eindrücke mittheilen konnte. Oft habe ich, wenn er unerfreuliche Nachrichten erhielt, aus reiner Sympathie mein Verdauungsgeschäft vernach-

lässigt und wenn ich zuweilen mürrisch ward und den Dienst verweigerte, so ward auch er reizbar und ärgerlich. [...]²

Lieber Leser, ich *verliebte* mich. Ich bitte mir aus, daß Du mich wegen dieses Geständnisses nicht auslachst, denn ich sage Dir, daß auch ein Magen ein Herz hat und zwar ein sehr zartes.

Das Schlimmste bei der Sache war, daß ich eben so wie die großen Potentaten der Erde genöthigt war, meine Neigung einem Gegenstande zu versprechen, den ich niemals gesehen. Allerdings gab mir Hr. Gehirn einen flüchtigen Begriff von der äußeren Erscheinung der jungen Dame, aber der Leser begreift, daß ich in Folge meiner Position der Möglichkeit, die Geliebte selbst in Augenschein zu nehmen beraubt war. Ich vermochte meine Neugier kaum zu bändigen und war nahe daran, die Ausfüllung zwischen den Rippen durchzuschlagen, um die Dame leibhaftig zu Gesicht zu bekommen; da aber ein solches Verfahren ungerecht gegen Andere gewesen wäre, so saß ich wie Pyramus hinter der Mauer, ohne auch nur eine Spalte, durch welche ich einen Blick auf meine Thisbe hätte werfen können.

Es dauerte nicht lange, so erfuhr ich, daß die junge Dame, welche diese gewaltige innere Aufregung - denn es gab keinen einzigen Theil des ganzen Körpers, der nicht davon auf irgend eine Weise ergriffen worden wäre - veranlaßte, weiter nichts war, als die Tochter eines Strumpfwirkers, der nicht weit von dem Universitätsgebäude seinen Laden hatte.

Ich fürchte, daß diese Mittheilung das Interesse, welches meine schönen Leserinnen außerdem an meiner Erzählung gefunden haben würden, bedeutend herabstimmen werde, aber ich habe mir einmal zur Pflicht gemacht, der Wahrheit aufs Strengste treu zu bleiben. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß ich eine etwas romantischere Heldin in meinen einfachen Memoiren hätte auftreten lassen können, aber

leider handelte die, an welche mein Herr seine Neigung verschwendete, sehr prosaisch mit Strümpfen, Socken, Unterjacken u.s.w.

Indessen meine Leidenschaft war eine aufrichtige oder vielleicht wäre es besser wenn ich, da ich mich immer als eine von meinem Herrn unterschiedene Person betrachte, sagte: *unsere* Leidenschaft. Indem ich demnach den Plural beibehalte, wiederhole ich, daß diese *unsere* Leidenschaft aufrichtig war und jene unaufhörliche Seufzerfabrikantin, Frau Lunge, es sich immer angelegener sein ließ, die Flamme der Liebe anzufächeln, so daß meine unmittelbare Nähe neben diesem Luftstrom eine keineswegs angenehme war. Die Nachbarschaft eines Blasebals kann, selbst wenn er im Dienste des Eros arbeitet, niemals etwas Erquickliches sein und hierzu kam, daß meine Nahrung wie ein harter erzgebirgischer Kartoffelkloß in meinem Innern lag, denn meine Aufmerksamkeit war der neuen Beschaffenheit meiner Empfindungen so ausschließlich zugewendet, daß ich meine gewöhnlichen Pflichten darüber ganz vernachlässigte.

Ein ziemlich bedenklicher Umstand bei dieser Sache war, daß die Liebe meinen Herrn in einen *Dichter* verwandelte, so daß er fortwährend bemüht war, in wohlklingenden metrischen Formen zu schreiben und zu sprechen. So ward er mit einem Male ein Wassertrinker an der kastalischen Quelle und ein grasfressendes Thier, welches an den Abhängen des Parnäß weidete. Ich frage wie kann die Liebe eine so außerordentliche Wirkung auf den Menschen äußern? Verändert sie sein ganzes Wesen und verwandelt sie ihn in ein musikalisches Instrument welches fortwährend darnach strebt, mit einem zweiten ein Duett zu spielen?

Mir ist die ganze Sache noch jetzt ein tiefes Geheimniß und vielleicht würde ich eine andere Ansicht von der Sache gewonnen haben, wenn ich nicht fortwährend mitten in der Nacht aufgeweckt worden wäre und gefunden hätte, daß mein Herr entweder mit mir im Zimmer auf und ab marschirte, wobei er allerhand unsinniges Zeug declamirte,

oder daß er mich auf höchst unangenehme Weise an den Rand eines Tisches quetschte, während er allerhand Gedichte schmierte und dadurch noch eine andere und weit bedenklichere Gattung von Wahnsinn offenbarte, als in mündlichen Aeüßerungen zu liegen scheint.

Man denke sich meine Entrüstung über diese nächtlichen Störungen, denn es schien wirklich, als ob das Schicksal ein Vergnügen daran fände, mich zu schikaniren und zu ärgern.

Dann und wann brachte mein Herr in diese für mich so ennuyanten Vorgänge noch dadurch einige Abwechslung, daß er sich an's Piano setzte und zu spielen und zu singen begann. Ich glaube, seine Leistungen waren in dieser Beziehung nicht ganz übel, doch will ich mir darüber kein näheres Urtheil erlauben, weil es mir an allem musikalischen Gehör mangelt und überdies auch das Stöhnen und Aechzen des dicht neben mir liegenden schon vorhin erwähnten Blasebalgs beim Singen es mir unmöglich macht, die Töne der Pfeife, welche er zum Klingen bringt, deutlich zu vernehmen.

Ich wollte, ich wäre in den Stand gesetzt, einige der Gedichte, die mein Herr damals drechselte, als abschreckende Beispiele hier mitzutheilen. Da ich dies indessen nicht vermag, so will ich wenigstens Alle, die es angeht, darauf aufmerksam machen, daß während sie solchen poetischen Unsinn von sich geben, in ihrem Innern ein Magen existirt, der dies alles mit Hohn auf den Lippen und Groll im Herzen mit anhört.

Oft geschah es, daß wir, nachdem wir uns zu Bett gelegt, anstatt zu schlafen, uns unruhig hin und her warfen – alle Liebende werden bestätigen, daß dies sehr häufig vorkommt – während Hähne, Uhren und Nachtwächter mit einander wetteiferten uns die Stunden zu verkünden. Ja, in der That, der kleine geflügelte Schalk verscheuchte den Schlummer und der schläfrige alte Gott wagte nicht sich der hellen

Fackel des schelmischen Knaben zu nähern. Ich gebe zu, daß es nichts nützen konnte, unter solchen Umständen im Bett liegen zu bleiben und sich so gleichsam auf einem Meere von Unruhe herumschleudern zu lassen. Aber ich für meinen Theil lag doch warm und fühlte mich zufrieden und behaglich. Aber das half alles nichts, wir wurden aus dem Bett herausgeworfen, mit Hülfe eines Streichhölzchens Licht angezündet, ein warmer Schlafrock über uns geworfen, die noch im Ofen glimmende Asche zusammengescharrt und ein frisches Stück Holz darauf gelegt und dann setzten wir uns an einen mit Schreibmaterialien – diesen unschuldigen Ursachen meines Elends – bedeckten Tisch. Das Auge des Dichters strahlt vielleicht von poetischer Begeisterung, aber sein Magen befindet sich während solcher Stunden in einer ganz andern Situation, die, wie ich hiermit auf mein Wort versichere, durchaus keine poetische zu nennen ist.

Die Excentricitäten des Dichters nehmen überdies eine ihm ganz eigenthümliche Form an. Seine Inspirationen scheinen aus einem Gegensatze zwischen Dingen, wie sie sind, und den Dingen, die er schildert, hervorzugehen. In einem Douchebade, an einem Wintermorgen schwärmt er am liebsten von der Wonne in einem Bett von Eiderdaunen zu ruhen und während er sich auf einem so üppigen Lager streckt, würde er aller Wahrscheinlichkeit nach von dem erfrischenden Genusse eines Spazierganges vor dem Frühstück an einem kalten Morgen singen. In der Armuth – dem Normalzustande aller Poeten – schildern sie die Freuden des Wohlstandes und wenn sie sich im Wohlstand – einem sehr seltenen abnormen Zustande – befinden, loben sie die Tugenden, welche auf dem kahlen Felsen der Armuth gedeihen.

Das Dichten ist übrigens, wie ich bei diesen oft wiederholten Gelegenheiten erfuhr, keine so leichte Sache, als man glauben sollte, wenn man ein gedrucktes gutes Gedicht zur Hand nimmt, welches sich so leicht und glatt wegliegt, als ob die Erzeugung desselben gar keine

Mühe gemacht haben könnte. Die Verse werden, nachdem sie ruckweise und oft mit langen Unterbrechungen niedergeschrieben worden, zu wiederholten Malen durchgelesen. Der Dichter taucht dann abermals in die Tiefen der Phantasie hinab, um neue Ideen heraufzuholen; es werden demzufolge verschiedene Abänderungen gemacht, die oft so zahlreich sind, daß allmählig das ganze Gedicht ein anderes wird.

Ich muß meinem Herrn, so sehr ich mich auch über sein dichterisches Thun und Treiben ärgerte, doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß er eine sehr strenge Selbstkritik übte und wie Saturn auf das unbarmherzigste seine eigenen Kinder vernichtete. Zuweilen probirte er nach der Reihe jedes erdenkliche Metrum und griff dann in der Regel zuletzt zu dem lateinischen Hexameter als dem längsten und solidesten Versmaß, auf welchem er dann seine Pyramide des Unsinnns aufbaute.

Zuweilen aber wollte ihm durchaus nichts gelingen. Der göttliche Funke senkte sich trotz alles Bittens und Flehens nicht auf ihn herab und dann begann er in der Regel jenes stundenlange Hin- und Hermarschiren, worüber ich mich schon vorhin beklagte, und declamirte eine Menge wahrscheinlich früher einmal auswendig gelernter Verse von andern Dichtern, um sich in eine begeisterte Stimmung zu versetzen.

Man wird mich hoffentlich nicht beschuldigen, daß ich die Heiligkeit der einsamsten Stunden eines Liebenden entweihe, indem ich den Leser auf diese Weise mit jenen Momenten des Daseins bekannt mache, wo die Liebe wie ein neckender Kobold den armen Sterblichen so seltsame Streiche spielt und ich hoffe auch, man werde mich nicht für frivol halten, wenn ich mich trotz meiner Würde als ernster Historiker vorübergehend herablasse, auch Dinge von privater und vertraulicher Art zu erzählen. [...]³

Auch in den Weinen habe ich mich ein wenig umgesehen und weiß, wie gewaltig der Unterschied in diesem edlen Getränk ist. Ich kenne den goldgesiegelten Johannisberger und die Krone aller Weine, die Per Alta genannte Sherrysorte, welche in London mit vier Guineen die Flasche bezahlt wird, bis herab zu dem armseligen Marsala, von welchem man für wenige Pfennige einen Krug voll bekommt, in dem man sich ersäufen kann. Die süßen, aber dünnen Weine Italiens, die sauren Weine der Schweiz, die leichten aber aromatischen Weine des Rheins und der Mosel, die herrlichen Weine Frankreichs und o, ganz besonders den rubinrothen Burgunder, den die Sonne mit ihren feurigen Lippen geküßt, die starken Weine Spaniens, die herben Flüssigkeiten Portugals – alle diese habe ich der Reihe nach kennen gelernt und ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich mein Bestes gethan habe, um einen jeden mit jener freundlichen Theilnahme und Wärme zu empfangen, die der Magen eines ächten Weltbürgers allen Gästen schuldig ist, welche, wenn auch noch so weit her, mit guten Empfehlungen versehen bei ihm vorsprechen.

In der That, ich glaube mit Bestimmtheit versichern zu können, daß ich die sämmtlichen chromatischen Nuancen des Weingeschmacks von der feinsten bis zur ordinärsten Sorte kennen gelernt habe, und trotz dieser heterogenen Masse würde mein Magen – abgesehen von einigen abscheulich verfälschten* Weinen – nicht schlecht dabei gefahren sein, wenn nicht jener verwünschte Geist sich mit dazu gesellt

* Die Fabrication von Weinen ohne Traubensaft ist eine förmliche Wissenschaft geworden, und obschon die Chemie diese Betrügereien gefördert hat, so wird sie doch auf der andern Seite zum öffentlichen Ankläger derselben. So fabrizirt man z. B. Portwein aus Branntwein, Aepfelwein und Hollunderwein. In diesen drei Substanzen liegt allerdings noch nichts der Gesundheit Nachtheiliges, in den meisten Fällen aber setzt man noch Kupfersalz und bitteres Mandelöl – beides Gift – hinzu, das eine, um dem Gebräu einen herben Geschmack, das andere, um ihm einen eigenthümlichen Duft oder die sogenannte Blume zu geben. Die Köpfe der Korke werden gewöhnlich in einen Absud von Brasilienholz und Alaun getaucht, um ihnen das Ansehen des Alters zu geben.

hätte, den der arme Indianer, zu dessen Ausrottung er so viel beigetragen, das „Feuerwasser“ nennt.

Nicht sobald hatte dieser Dämon meine Schwelle überschritten, als auch alles in Unordnung gerieth; dabei wußte er sich aber so einzuschmeicheln, daß ich von seiner Gegenwart allemal wie bezaubert war, und je öfter er kam, desto höher schätzte ich seine Gesellschaft.

Natürlich gab es noch eine Menge kleinerer Gegenstände in Bezug auf Essen und Trinken, welche bald zwischen Gut und Schlecht, bald zwischen Gut und Gleichgültig die Wage hielten, eben so wie die Weine und die gewöhnlichen Artikel des täglichen Verbrauchs, wie z. B. Kaffee, Thee, Bier, Cacao, Chokolade et hoc genus omne. Alle diese Dinge wurden, wenn sie sich in reinem Zustande befanden – was aber leider nur sehr selten der Fall war – von mir auf die höflichste Weise empfangen, welchen Empfang sie wegen ihres inneren Werthes und des Nutzens, den sie mir erwiesen, auch wohl verdienten.

Ohne Zweifel haben alle Magen ihre eigenthümliche Idiosyncrasie, und es kann mir nicht einfallen, mich zur Autorität über alle Gegenstände der Diätetik aufwerfen zu wollen; an gewissen Lehrsätzen aber werde ich stets mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit festhalten. [...] ⁴

Anmerkungen

1 Viktor Link: *Die Tradition der außermenschlichen Erzählperspektive in der englischen und amerikanischen Literatur*. Heidelberg 1980, 174, 235.

2 In der Quelle: 9-48.

3 In der Quelle: 52-67.

4 In der Quelle: 68-85.

OSCAR LUDWIG BERNHARD WOLFF

Autobiographie eines Miethwagens (1830)

Oskar Ludwig Bernhard Wolffs „Autobiographie eines Miethwagens. Seinem Kutscher dictirt“ erschien erstmals im März 1830 in sechs Ausgaben der *Damen-Zeitung* und wurde ein Jahr später erneut in einer leicht abweichenden Rechtschreibung in einer vom gleichen Autor publizierten Sammlung veröffentlicht.¹

Die vorliegende Edition folgt in Orthographie und Interpunktion dem Erstdruck, nur für einzelne Wörter wurde die Ausgabe aus dem Jahr 1831 vergleichend herangezogen. Der 1799 in Altona geborene und 1851 in Jena verstorbene Autor war von 1827 bis zu seinem Tod Professor für Literatur in Jena und trat mit einer Vielzahl von literaturwissenschaftlichen Untersuchungen und Anthologien, aber auch mit Gedichten, Novellen, Erzählungen sowie historischen Romanen hervor.

In der Erzählung wird die ‚Lebensgeschichte‘ des Mietwagens, mal in der Ich-, mal in der Wir-Form rekapituliert. Diese ‚Verkomplizierung‘ des für Dinggeschichten/zyklographische Erzählungen typischen Verfahrens ist der Eigenschaft des subjektivierten Dings geschuldet. Mietkutsche ist im wahrsten Sinne des Wortes eine Assemblage aus Mensch, Tier und Ding: ihre Rede driftet daher bisweilen von der Ich- in die Wir-Form.

Transkription, Einleitung und Anmerkungen: Sebastian Cwiklinski und Anna Trahe

Quelle: *Damen-Zeitung. Ein Morgenblatt für die elegante Welt.* Jg. 2. Nr. 68, S. 270–271; Nr. 69, S. 275; Nr. 70, S. 277–279; Nr. 71, S. 282; Nr. 72, S. 286–287; Nr. 73, S. 289–291 (1830).

Autobiographie eines Miethwagens. Seinem Kutscher dictirt. Novelluccia von O.L.B. Wolff

Leset mich getrost, Ihr guten, theilnehmenden Seelen, und fürchtet nicht, daß Ihr in dieser meiner Lebensbeschreibung zu grobe Ausdrücke, unzarte Wendungen, beleidigende, wider die feinen² Sitten anstoßende Redensarten finden werdet; ich habe zu lange in guten Gesellschaften gelebt, oder richtiger gute Gesellschaft hat zu lange in mir gelebt, als daß ich mir nicht so viel hätte aneignen sollen, um auf eine anständige Weise vor der Menge erscheinen zu können. — Mit großem Rechte, obgleich mit einer kleinen Variante, kann ich Göthe's Worte auf mich anwenden:

Mein halbes Leben fuhr ich fort,
Verträumt die Hälf' in Ruh',
Drum Ihr, moderne Wagen dort,
Fahrt immer, immer zu,³

denn das ist unsere Bestimmung auf Erden, wir fahren fort fortzufahren, bis wir am Ende dort hinfahren, wo kein Wiederkommen ist, und wo man nicht weiß was Einem wiederfährt nach den Fährlichkeiten dieses Lebens. Jetzt aber, wo mir als zur Ruhe gesetztem Miethwagen, so mancher freie Augenblick bleibt, habe ich mir vorgenommen, zum Wohl der Menschheit zu erzählen, wohin mich während meines faden Daseyns das Schicksal in der Gestalt vom Schimmeln, Rappen, Füchsen, Isabellen⁴ u. s. w. zog. — Mein Kutscher, ein verunglückter Cassier, der mit den anvertrauten Geldern davon lief, und sich daher fest fuhr, endlich aber durch besondere Gnade losgelassen wurde, freut sich einmal wieder die Feder in die Hand zu nehmen, was er

nicht gethan hat, seitdem er auf meinem Bock zur Ruhe gesetzt wurde. — Wir haben jetzt sehr viel müßige Augenblicke und wollen daher diese auf die obengemeldete Weise verwenden. Darum leiht uns denn ein gütiges Ohr, oder richtiger ein gütiges Auge, denn wer in mir fährt, fährt gut, da es ihm wiederfährt, ein Exemplar meiner gedruckten Biographie in mir zu finden, die mein Automedon⁵, gleichsam als Quittung für richtig empfangenen Fuhrlohn jedem geehrten Kunden überreichen wird. Uebrigens verbitten wir uns alle Recensionen und werden nicht ermangeln jeden bissigen Kritiker, der unsern wohl erworbenen Ruhm umwirft, wieder umzuwerfen, sobald wir ihn in unsern vier Wänden haben, selbst auf die Gefahr, daß es uns ein Rad, eine Feder, oder gar die Deichsel kosten sollte.

Unsere Vorfahren, versteht sich nicht die Wagen, die mit uns in Reih und Glied vor dem Dammthore der weltberühmten freien Hansestadt *Hamburg* halten, und vor uns fortfahren dürfen, sondern unsere Vorfahren, was man nämlich im gewöhnlichen Leben darunter versteht, diejenigen, die vor uns in die Gruft, in das Nichts, hinab fuhren, und denen wir unser Daseyn verdanken, waren eine nordische Eiche, ein ungarischer Ochse, sächsische Electoralschaaf⁶, schwedisches Eisen; wir stammen also aus einem berühmten Geschlechte ab, und vereinen die Kraft des Nordens mit dem Feuer des Südens. Unser Alter brachten wir bisher auf achtzehn Jahr, und begrüßten das Licht des Lebens zuerst in der Werkstätte des berühmten Herrn *Kemna* zu Hamburg, der uns für einen mecklenburgischen Grafen in das Daseyn rief. — Im vollsten Glanze der Jugend erschienen wir zuerst öffentlich bei der Hochzeitsfeier des gräflichen Sohnes; geschmückt mit Allem was Kunst und Natur zu leisten vermögen, nahmen wir das holde Brautpaar in uns auf, um es zum Altar zu bringen. — Aber schon auf dem Wege wurde unser jugendliches Herz von tiefem Schauer ergriffen, denn wir bemerkten nur zu deutlich, daß der Graf Bräutigam sich eben nicht viel aus der Baronesse Braut machte, und daß diese von

dem hübschen Jäger, der ihr in uns half, sich verstohlen die Hand küssen ließ, und diese heimliche Huldigung mit einem liebestrahrenden Blick vergalt. — Wir versanken darüber, während der Trauung, vor der Kirchthür in tiefes Nachsinnen, aus dem wir durch einen Monolog besagten Jägers geweckt wurden, der bei den Pferden geblieben war, während sich Kutscher und Bediente in die Kirche geschlichen hatten, um der Trauung des gräflichen Paares beizuwohnen. Wir erfuhren nun zu unserer größten Verwunderung aus den abgerissenen Reden des Antinous⁷ in der Jagdlivree, daß er eigentlich ein armer Student aus Rostock sey, daß die Baronesse sich auf einem Ball in ihn verliebt, und ihn bewogen hatte, da sie der Convenienzheirath mit dem jungen Grafen von Schnabelbeck nicht entgehen konnte, ihr in dieser Maske zu folgen. — Als Handgeld für seine getreuen Dienste hatte er schon den reichsten Lohn empfangen, aber dennoch wurmte es ihn, hintenauf stehen und seinen gräflichen Rivalen bedienen zu müssen. — Zwar hatte er das Beste zu erwarten, zumal da er bereits einsah⁸, daß Graf Schnabelbeck sich eben nichts aus seiner schönen Braut mache, sondern eine Pächterstochter auf des Papa's Gütern mit weit günstigeren Augen anblickte, und sie bereits als Kammerjungfer bei seiner künftigen Gemahlin eingeschwärzt⁹ hatte, doch schien es ihm hart und eine Ungerechtigkeit des Schicksals, daß — — —

Wir wurden vorhin unterbrochen. — Ein blasser, schwarzgekleideter Mann trat auf uns zu, und miethete mich von meinem Kutscher unter der Bedingung, ihn in möglichst kurzer Zeit nach der Vorstadt St. Georg zu bringen, weil er die Predigt dort nicht versäumen wolle. — Dieß geschah; der Mann stieg aus, bezahlte reichlich, und wir fuhren gelassen wieder nach unserem alten Standorte zurück. Wie groß war aber das Erstaunen meines Lenkers, der, als er die Decken für die Rosse aus meinem Kasten nahm, eine Menge kleiner gedruckter¹⁰ Hefte in mir fand, die der vorige Miethsmann vergessen hatte. Bei näherer Betrachtung ergab es sich, daß dieß absichtlich geschehen sey,

denn besagte Hefte waren mystische Traktätlein, und jener schwarzgekleidete — Satan — hätte ich bald gesagt, einer von den Wölfen im englischen Schaafspelze, die sich mit der Vertheilung der mystischen Schriften unter das gemeine Volk befassen. — Dieß war eine neue Erfindung, denn da so viel Leute aus den verschiedensten Ständen sich eines Miethwagens bedienen, so kamen dadurch auch diese verderblichen, seelenvergiftenden Schriften, die in protestantischen Ländern leider dem Krytokatholicismus wirksamer in die Hände arbeiten, als der offenbarste Jesuitismus, auch unter die verschiedensten Leute. Mein Kutscher wollte anfangs die Traktätlein, welche die Lehre enthielten, daß man nur beten, beten, und wiederum beten solle, ohne zu arbeiten, und daß alle praktische Tugend Sünde sey, wenn man nicht bete, unter seine Collegen vertheilen; ich hielt ihn aber davon ab und gab ihm zu bedenken, daß die Seele eben so leicht, wie der Körper zur Ansteckung geneigt sey, und daß gerade die Rohesten und Wüstesten am Meisten geneigt wären, das schleichende, typhöse Gift der Frömmelei einzusaugen. — Er gab meinen Gründen Gehör, befestigte einen schweren Stein an das Paket, und warf die ganze Geschichte in den Stadtgraben. — Dort möge sie modern bis zum jüngsten Tage. — Obendrein schwur er, sobald sich wieder ein solcher *Legatus a latere*¹¹ des Teufels melde, ihn sicher umzuwerfen oder fortzufahren ehe er eingestiegen sey, kurz ihm einen solchen Schabernack zu spielen, daß er für das Erste nicht wiederkommen solle. —

Aber ich kehre zu meinen Jugendjahren zurück. — Der Graf Vater verehrte mich als Hochzeitsgeschenk der Gräfin Schwiegertochter, und sie fuhr eines Morgens in aller Frühe, als der Graf sie Tags vorher in einer unzweideutigen Lage mit dem Studenten überrascht hatte, in Begleitung ihres Leibjägers, auf und davon. Die prächtigen Isabellen des Grafen zogen mich freilich nicht, aber tüchtige mecklenburgische Postklepper brachten mich und meinen Inhalt bald aus den Gefilden der Vandalen heraus. Diese wurden nun von Westphalen endlich von

Franzosen abgelöst, und an einem regnigten¹² Tage rollte ich mit meinem flüchtigen Eingeweide durch die Thore von Paris. — Graf Schnabelbeck junior bekümmerte sich übrigens nicht weiter um seine ungetreue schönere Hälfte. — Er betrieb eifrig die Scheidung und säumte nicht von ihren Gütern Besitz zu nehmen, die ihm nach den Ehepacten zufielen. — Eine kleine Leibrente war Alles, was der Baroness Aurelia (so hieß sie) übrig blieb, und diese wurde während ihrer Abwesenheit gewissenhaft bei einem Notar deponirt.

Hier lebten die Unbesonnenen in tausend Freuden, so lange die mitgebrachten Baarschaften und Juwelen Aureliens ausreichten. — Endlich waren diese bis auf den letzten Sou geschmolzen, und ich blieb die einzige Ressource, die nun auch so zu sagen den Weg alles Fleisches wandern mußte. — Man versilberte mich und — o Graus! — der Student verschwand mit dem Ertrage, und ließ die unglückliche Aurelia, von Reue und Gewissensbissen gefoltert, allein und hülflos in der größten Hauptstadt zurück. — Wie sah ich Beide später wieder! — Doch ich darf dem Lauf der Dinge nicht vorgreifen. —

Mich erstand ein reicher Lieferant, der wohl richtiger durch Nichtliefern reich geworden war, und jetzt in Paris von seinem Gelde lebte, zu einer Zeit, wo Napoleons Herrschaft in höchster Blüthe stand. — Aus welchem Vaterlande mein neuer Gebieter eigentlich war, habe ich nie recht errathen können. — Er nannte sich Sac, ein Name, der allen Nationen gehören kann, da bekanntlich seit dem Thurmbau zu Babel dieses Wort, das die Habsucht damals sämmtlichen Maurern und Zimmerleuten in den Mund legte, in allen Sprachen existirt. — Uebrigens war er plump wie ein Engländer, schlau wie ein Franzose, falsch wie ein Schwede, bornirt wie ein Däne, grob wie ein Deutscher, stolz wie ein Spanier, wollüstig wie ein Russe, kurz er hatte alle Laster des gemeinen Volkes aller Nationen und keine Tugend an sich. — Jetzt speculirte er, und nicht ohne Glück, auf Staatspapiere. — Meine Lebensweise war übrigens sehr einfach unter seiner Herrschaft, und

immer dieselbe; ich rollte ihn von den Banquiers zur Börse, von der Börse zu Very¹³, von Very zu seiner Florentine, wo er voll von Wein und Liebe bis an den frühen Morgen schlief und schnarchte, und von da zu Hause, wo er fortschnarchte bis zum Mittage. — Dann ging dieselbe Lebensart wieder an, einen Tag wie den andern; nur wurde mein Sac täglich dicker, feister, gröber, plumper, falscher, schlauer und stolzer, bis mit einem Male der böse Ausgang, den der französische Krieg in Rußland nahm, ihn aufrüttelte. — Er hatte sich verspeculirt, sein Vermögen, das er im Vertrauen auf die unüberwindlichen Waffen der Franzosen ganz auf das Spiel gesetzt hatte, ging verloren, und er versank in das Nichts, aus dem er gekommen war. — Adieu Very, Florentine, Equipage. — Aus dem dicken Sack machte der Schrecken einen mageren Beutel; der Krieg brachte ihn auf die Beine und warf ihn aus mit seinem getreuen Wagen. — Die Banquiers und die Börse blieben ihm freilich noch, aber nur um durch ein erbärmliches Mäcklergeschäft¹⁴ sein kümmerliches Daseyn zu fristen. — Wie elend sah er aus, als ich einige Wochen nachher auf dem *Pont-neuf*¹⁵ an ihm vorüber rollte. Mich kaufte bei der öffentlichen Versteigerung — — Florentine, seine ungetreue Florentine, von seinem letzten Geschenk an baarem Gelde, um in mir einen Colonel, der schon zu Sac's Zeiten ihr begünstigter Geliebter gewesen war, als dessen angebliche Gattin, nach dem großen Heere, zu dem er mit seinen Truppen stieß, zu begleiten. Ich erlitt jetzt alle Drangsale des Krieges; forcirte Märsche, Bivouac's¹⁶, Versinken in Moräste u. s. w. denn — —

Ein älthlicher Mann kam und miethete uns, meinen Führer nämlich und mich, um ihn zur *schönen Mariane*¹⁷ zu bringen; wir wurden daher gestört, und rollten lustig zum Dammthore hinaus, nach Marianenruh, das wohl in ganz Deutschland bekannt ist, wie seine holdselige Besitzerin selbst, da es auf Dosen, Brieftaschen u. s. w. vervielfältigt, in allen Läden zum Verkaufe angeboten wird. Unser Gebieter für diese Fahrt schien ein Fremder zu seyn, denn er kannte Marianen

noch nicht persönlich und erkundigte sich bei Paul, so heißt mein Lenker, ausführlich nach ihr¹⁸. Dieser pries sie ihm wie das goldene Vließ und meinte, wenn nicht ein zweiter Jason¹⁹ käme, so würde sie Zeit-
lebens unerobert bleiben, da schon regierende Fürsten ihr zu Füßen
gelegen und sie zu dem Range einer – Silberdienerin²⁰ hätten erhe-
ben wollen; aber Niemand sey im Stande, ihre Gunst zu erringen, und
obgleich die zärtliche Jugend Hammonia's²¹ alltäglich zu Fuß wie zu
Roß und zu Wagen zu ihr hinauspilgern, so könne sich doch Keiner
der geringsten Gunst rühmen, obschon sie gegen Alle gleich freund-
lich sey. Wiederum ein Beweis, daß Klugheit die Erde regiert, und
Klugheit mit Schönheit die ganze Welt, meinte der alte Herr; denn
hätte das Mädchen weniger Verstand und mehr Herz, so wäre es
längst schon um sie geschehen. – So liebt sie, wie es scheint, nur den
Mammon, und weiß sich beständig neu zu erhalten, denn so lange die
Menschen noch etwas zu wünschen haben, hören sie auch nicht auf
Thoren zu seyn. [„]Uebrigens Kutscher“, fuhr er fort, „spanne er ja
nicht aus, ich bleibe nur einen Augenblick dort, um das Wunder zu
sehn, Anstandshalber etwas zu genießen, und fahre dann gleich wie-
der mit ihm zurück.[“]

Dem alten Herrn, der ein sehr vernünftiger und kluger Mann zu seyn
schien, wurde Gehorsam geleistet; wir warteten geduldig, aber eine
Viertelstunde verging nach der andern und er kam nicht wieder, ließ
jedoch meinem Paul einen Schnaps nach dem andern bringen, und
ihm jedesmal dabei sagen, er käme gleich. – Dem Paul wurde endlich
die Zeit lang und mir ging es nicht besser; wir beschlossen daher, in
meiner Biographie fortzufahren, und ich dictirte meinem getreuen Se-
cretär wie folgt.

Wie ich schon oben erzählte, so gab es jetzt böse Tage für mich, und
von den furchtbaren Strapazen verlor ich fast gänzlich meinen frühe-
ren Glanz: ich sah mir kaum selber ähnlich. – Florentine hatte das
Unglück, ihren Colonel bei dem ersten Treffen zu verlieren; sie eilte

daher ohne Weiteres nach Frankreich zurück, nachdem sie mich für weniger als den halben Preis, an einen französischen Staatschirurgus verkauft hatte. — Dieser, ein sehr geschickter, und was weit mehr war, ein äußerst menschenfreundlicher Mann, benützte mich zugleich als eine ambulante Apotheke, und sehr oft mußte ich noch schwer Verwundete oder Kranke in mir aufnehmen. — Freilich wurde ich durch das beliebte Requiriren²², worin die Franzosen Meister und die Lehrer aller anderer Nationen waren, sehr schnell weiter befördert; aber ich litt immer mehr und mehr Schaden an meinem Körper, und wer mich damals gesehen hätte, würde mir nicht das jugendliche Alter von drei Jahren, denn älter war ich wirklich nicht, zugebraut, sondern mich wenigstens für einen Greis von fünf und zwanzig Jahren, der schon die Erstürmung der Bastille und alle Gräuel der Revolution erlebt, gehalten haben. — *Sic transit gloria mundi*²³, dachte ich damals oft wehmüthig, hätte Baronesse Aurelia sich nicht auf dem Rostocker Pfingstmarkte in einen Studiosus der Medizin verliebt, so würde ich jetzt nicht genöthigt seyn, Nacht für Nacht unter freiem Himmel, vollgestopft mit Höllenstein, Moschus, Kampfer und dergleichen Teufelsingredienzien, zu campiren, würde nicht, dem Unwetter Preis gegeben, bald von störrischen Remontepferden²⁴ hieher und dorthin geschleudert, bald von dürren Ackergäulen mühselig fortgeschleppt, heute von einem des Weges unkundigen Trainknechte²⁵ in den Morast gefahren, morgen von einem unglücklichen Bauern an Feldsteinen zerschellt werden. Aber bald sollte ich noch deutlicher sehen, wie alle Pracht der Welt vergeht.

Der ewig denkwürdige Tag der Völkerschlacht bei Leipzig war gekommen. So haben freilich schon hundert und aber hundert Geschichtschreiber und Geschichtenschreiber seit 1815 ein neues Kapitel oder ein neues Buch angefangen, und ich sollte mich billig nach einem neuen und ungewohnten Exordium²⁶ zur Ergötzlichkeit für meine Leser und Leserinnen umsehen, aber einem alten Wagen wie mir kann

man es nicht übel deuten, wenn er sein auf dem ausgefahrenen Gleise der wohlbekannten Allerwelts-Chaussee²⁷ bleibt, und die Feldwege, Schluchten und Höhlungen der neueren romantischen Poesie vermeidet. — Es hat schon so Mancher ein Rad dabei verloren, oder eine Deichsel gebrochen, wenn er nicht gar im Moraste stecken blieb, und in sämtlichen Literaturzeitungen, den gemeinen wie den allgemeinen, sind deßhalb Warnungstafeln genug aufgesteckt worden. — Ehe ich dergleichen wage, will ich lieber wie ein ehrlicher deutscher Frachtwagen auf der breitesten Heerstraße bleiben, täglich nur meine drei Meilen machen, und meinen Fuhrmann als Recensenten von Amtswegen nebenher gehen lassen, damit er Räder und Pferde gehörig in Obacht nehme und zu rechter Zeit die Hemmkette einhänge, wenn es etwa plötzlich zu steil bergunter geht. — —

Doch, da ertappe ich mich ja selbst auf einem Seitenwege, es ist nicht einmal ein Sommerweg, sondern der schlimmste von allen, den daher sämtliche Regierungen und Chaussee-Geldeinnehmer mit den scheelsten Blicken ansehen, der auch nicht selten direct zu einer Fes-tung führt: der Seitenweg des Raisonni-rens nämlich, auf dem sich am liebsten malcontante²⁸ Bürger, hungrige Poeten und abgesetzte oder pensionirte Staatsdiener, *item*²⁹ bissige Recensenten ergehen; also geschwinde eingelenkt und zurück auf die Chaussee der Biographie, künftig gelobe ich auch zur Besserung, mir einzubilden, vor jedem solchen Seitenwege sey ein schwarz und weiß angestrichener Schlagbaum als Wahrzeichen vor dergleichen demagogischen Umtrieben. —

Also der Tag der Völkerschlacht war gekommen. Durch einen Zufall ward es mir vergönnt, da mein Besitzer zum Staabe beordert war, und sehr oft meines Inhaltes wegen zu mir seine Zuflucht zu nehmen, ganz in Napoleons Nähe zu halten. — Ich hatte daher Muße genug, den Mann zu betrachten, vor dem Nationen zitterten. Es war als ob er mit seinem Blicke die Völker lenkte. Blitzend durchstrich sein Auge

die Ebene, und unwillkürlich mußte sich jeder vor dem großen Geiste, der in ihm wohnte, beugen. Aufrichtige Bewunderung hat ihm eigentlich nie jemand versagen können. Selbst seine grimmigsten Feinde mußten ihm ihren Tribut zollen, und es war eigentlich nur der Haß gegen die Franzosen, dessen Strahlen er gleichsam wie ein Focus in seiner Person concentrirte. Wie wenig dieser ihm galt, haben die späteren Tage immer mehr und mehr bewiesen. Fünf Schritte von ihm schlug eine Haubitze³⁰ in den Boden nieder und schleuderte das aufgewühlte Erdreich nach allen Seiten hin. Er regte sich nicht, keine Muskel zuckte an ihm. Es war, als wisse er es, daß es für ihn, den Schlachtengott, keine Kugel gäbe.

Am folgenden Tage fiel auch mir das Loos, mit so vielen Tausenden zweibeinigen und vierräderigen kriegsgefangen zu werden. Kurz zuvor hatte eine Marketenderin³¹, die Gott weiß wie dahin gerathen war, zu mir ihre Zuflucht genommen und sich, so gut es gehen wollte, mit den Kissen und Polstern in meinem Innern verschanzt. Ihre Züge kamen mir gleich Anfangs sehr bekannt vor. Doch konnte ich mich nicht näher darauf besinnen, zumal da eine Abtheilung leichtfüßiger Jäger mich plötzlich umzingelte, und mich als eine gute Prise³² erklärte. Einer von ihnen, ein verwegener, wild aussehender Kerl, riß meinen Schlag auf, packte das arme Weib bei den Haaren, und schleuderte es zu Boden. Seine Kniee umklammernd wollte die Arme um Schonung flehen, als plötzlich Beide sich erkennend zurückprallten. Auch in mir dämmerte es auf wie ein Traum besserer Tage. Wer beschreibt mein Erstaunen. Die Marketenderin war Aurelia, der wilde Jäger Ludwig, ihr treuloser Entführer. Plötzlich ergriff sie ein verborgen gehaltenes Pistol, drückte es auf ihn ab, und er fiel entseelt ihr zu Füßen. Fast in demselben Augenblicke wurde die Unglückliche von seinen Begleitern niedergemetzelt. Alles dieß war das Werk eines Augenblicks. So waltet die Nemesis³³ auf Erden.

Endlich kam der alte Herr wieder. Aus seiner Viertelstunde waren fünf volle Stunden geworden, und er also zwanzigmal länger dort geblieben, als er es sich selbst vorgenommen hatte. So geht es mit den Vorsätzen der Menschen. Sie meinen darauf, wie auf Felsengründe, Häuser bauen zu können, und ein einziger Blick aus schönen Augen wirft oft Alles wie Kartenschlösser über den Haufen. Eine abgedroschene oder, um in reiner Sprache zu reden, abgefahrene Bemerkung, aber wahr bleibt sie doch. Der Alte war ganz entzückt von Marianens Reizen. Er konnte gar nicht aufhören, ihre Liebenswürdigkeit, Holdseligkeit, Freundlichkeit, kurz, wie es in dem schlechten Lustspiele heißt, alle ihre Heiten und Keiten³⁴ zu preisen. (Man wundere sich nicht darüber, daß ich auch etwas von Lustspielen weiß. Heutzutage beschäftigt sich ja Alles mit der dramatischen Literatur, und mein Automedon, der ein großer Freund der Angely'schen³⁵ Produkte ist, liest sie mir sämmtlich in müßigen Stunden, wenn wir auf dem Walle halten und uns nach Kunden umsehen, vom Bocke herab vor, wobei denn seine Herren Collegen andächtig zuhören und meinen, es ginge Alles darin so natürlich und gewöhnlich zu, als hätten sie sie geschrieben). Der entzückte alte Herr gab meinem Kutscher, was er nur für die Fuhre verlangte, obendrein noch einen Speciethaler³⁶ Trinkgeld. Zugleich befahl er uns, ihn am folgenden Tage wieder zu erwarten, um dieselbe Tour zu machen. So bezahlen doch die Menschenkinder nie etwas theurer, williger und besser, als eben ihre Thorheiten. Mein Lenker hatte eine reichliche Erndte gehabt, und beschloß daher, sich gütlich zu thun, und an diesem Tage keine Fuhre mehr anzunehmen. Auch meine müden Räder sehnten sich nach Ruhe. Um aber kein Aufsehen zu machen, denn selbst ein Miethswagen muß das vermeiden, nahmen wir uns vor, noch eine Stunde auf dem Sammelplatze zu bleiben, und benutzten deßhalb die Zeit, wie folgt.

Siegreich zog ich mit den verbündeten Heeren in Leipzig ein und wurde hier für einen Spottpreis an einen russischen Lieferanten, der

zu dem Bennigsenschen Corps³⁷ gehörte, verkauft. Mit diesem kam ich im folgenden Winter nach meiner Vaterstadt zurück. Aber es ging mir wie dem Moses. Ich bekam allerdings das gelobte Land zu sehen, hinein konnte ich jedoch nicht. Denn Hamburg war damals noch von Franzosen besetzt, die dieser ihrer weiland³⁸ guten Stadt arg mitspielten. Wir mußten in dem nahen Altona, das neutral erklärt worden war, unser Unterkommen suchen. Doch ward uns hier fürs Erste der längere Aufenthalt nicht gestattet. Wir mußten im Gegentheil nach Bahrenfeld, dem Hauptquartier des Fürsten Bagration³⁹ und der russischen Feldpolizei abgehen. Uebrigens ward mir hier wiederum vergönnt, das Walten der Nemesis auf Erden zu schauen. Vor hundert Jahren nämlich hatten zu derselben Jahreszeit bei strenger Kälte die Schweden unter dem General Stenbock das arme Altona in allen vier Ecken angezündet.⁴⁰ Der Senat der freien Reichsstadt Hamburg verschloß den Hülfbedürftigen Flüchtlingen die Thore, gab an demselben Tage ein großes Banquet und weidete sich nach aufgehobener Tafel mit den schwedischen Wütherichen an dem fürchterlich prächtigen Bilde einer unglücklichen, brennenden Stadt. Hundert Jahre später trieben die Franzosen dreißig tausend arme Menschen, die nicht im Stande waren, sich mit den nöthigen Lebensmitteln zu versehen, aus Hamburg, und die Altonaer schlossen ihre Thore — *nicht*; sie empfingen im Gegentheil die Unglücklichen mit offenen Armen, sorgten für sie auf jede nur mögliche Weise, verpflegten die Kranken, und unterstützten die Gesunden mit Hülfsmitteln zum Fortkommen. Das Grab der 1128 vertriebenen Hamburger bei Ottensen, das Friedrich Rückert⁴¹ so schön besang,⁴² ist ein sprechender Bürge und wird noch reden in späten Zeiten, wenn jene edlen Herzen nicht mehr schlagen, und die Stadt Hamburg, die immer ihre jüngere Schwester mit neidischem Auge ansah, es längst vergessen hat.

Mein Lieferant war übrigens weiter nichts als weiland Monsieur Sac unseligen Andenkens in das Russische übersetzt. Uebrigens ein eben

so schmutziger Filz, wie jener in Paris. Ich wunderte mich sehr, keine sogenannte Freundin bei ihm zu finden; — denn ohne solche pflegen diese Herren nie einem Heere zu folgen — erfuhr aber bald, daß er sich allerdings mit einer solchen versehen, sie indessen mit der glücklichen Profite an einen Kosacken-Hetman⁴³ verkauft habe. Sein Herz sehnte sich nun außerordentlich darnach, diese Leere auszufüllen, und das Schicksal kam ihm dabei auf eine höchst wunderliche und ergötzliche Weise zu Hülfe. Die Kosacken-Vorposten waren nämlich bis dicht vor Altona ausgedehnt worden, und alle Welt pilgerte hinaus, die langbärtigen Befreier wieder zu begrüßen. Doch hütete sich jeder Vernünftige weislich, den Gränzcordon zu überschreiten. Nicht so vorsichtig waren zwei exilirte Hamburger Dämchen, Eva's Töchter nach dem Falle in jeder Hinsicht. Diese, die wohl einsehen mochten, daß die Franzosen nicht mehr zu erobern seyen, seitdem sie selbst nicht mehr eroberten, wünschten jetzt mit den Russen in nähere Bekanntschaft zu kommen, erzeugten sich sehr freundlich gegen die Kosacken, und überschritten lustig die Gränze, wie sie es von jeher gewohnt seyn mochten. Die Schelme vom Ural ließen es ruhig geschehen. Wer beschreibt aber den Schrecken der Dämchen, als sie einige Schritte jenseits bei den Schlagfittigen gefaßt⁴⁴, und ohne Weiteres zwischen den Gäulen nach Bahrenfeld transportirt wurden. Hier mußten sie eine strenge Untersuchung erleiden; denn es gaben sich noch viele Deutsche in dortiger Gegend zu Spionen für die Franzosen her. Da aber dieser Punkt glücklicher Weise der einzige war, in welchem sie ihre Unschuld belegen konnten, so kamen sie nach einigem Jammern und Lamentiren, wie man zu sagen pflegt, mit einem blauen Auge davon. Ihre Thränen hatten meinen russischen Lieferanten gerührt, er erhob sie Beide zu dem Range seiner Freundinnen, und sie füllten von nun an die Leere seines sehnsüchtigen Herzens aus, wozu denn auch der Kantschuh⁴⁵ nach beliebter russischer Weise das Seine beitrug.

Der Mensch denkt; aber das Schicksal lenkt, doch die Rede anders. Wir hatten uns vorgenommen, für heute Abend Feierabend zu machen. Siehe da kam noch ein verschleiertes Dämchen und fragte meinen Kutscher, was er haben wolle, wenn er sie eine Stunde spazieren fahre. Sie sah dabei ängstlich und verlegen aus, bewilligte sogleich seine Forderung, und saß schon im Wagen, ehe er noch mit seiner langsamen Gewohnheit ihr hülfreiche Hand leisten konnte. Einer verschleierten Dame kann man nicht gut etwas abschlagen, zumal wenn sie gut bezahlt. Wir setzten uns also langsam in Trab und brachten sie nach dem Altonaer Thor, wunderten uns aber gewaltig, als sie nicht ausstieg, sondern hier einen Augenblick halten ließ und mit einem Tuche winkte. Gleich darauf meldete sich ein junger, hübscher Mann, der ohne viel zu fragen den Schlag öffnete und sich zu ihr in den Wagen setzte. Mein Lenker hatte Anfangs allerlei dagegen einzuwenden; doch ein blankes Goldstück brachte ihn bald zum Schweigen und er gehorchte willig dem Befehl, vollends um den ganzen Wall zu fahren. Alle Welt wird errathen, daß meine beiden neuen Insaßen ein Liebespärchen, und zwar ein heimliches, seyen; was sie aber mit einander sprachen, vermochte ich trotz aller angewandten Mühe nicht zu verstehen, denn meine lange nicht geschmierten Räder machten einen abscheulichen Lärm. Sey dem nun, wie ihm wolle, so war es gewiß eine höchst ingenüose Art, ein *Rendezvous* zu veranstalten, denn auch der argwöhnischste Ehemann würde seine Gattin nicht in einem Miethwagen suchen. Endlich nachdem wir wieder unser altes Ziel erreicht hatten, stiegen Beide aus, wohl zu bemerken der Herr aber einige tausend Schritte früher. Mein Kutscher wurde sehr reichlich bezahlt, und zwar von der Dame selbst, die sich alsdann eilig entfernte, und im Nu unsern Blicken entschwand, wobei sie ihr Taschentuch in mir vergaß.

Ich fahre jetzt in meiner Biographie fort. Bei dem russischen Lieferanten hatte ich gute Tage, indem mir weiter nichts oblag, als ihn und

seine beiden Freunde täglich spazieren zu fahren. Freilich machte aber das damals grassirende Lazarethfieber seinen Freuden ein Ende, indem es ihn und die eine von beiden Damen fast zu gleicher Zeit hinraffte. Es ging ihnen also nicht so gut, wie dem schönen Mädchen in den Niederlanden, das von der Pest angegriffen wurde, und sich durch die Liebe heilte, wie es von dem gelehrten Fabricius in einem sehr schönen Gedichte an den nicht weniger gelehrten Salmasius 1736 [sic] besungen worden ist.⁴⁶ (Man wundere sich nicht über meine Gelehrsamkeit. Mit wie vielen Leuten geht, oder richtiger fährt nicht ein Miethwagen um, und es wäre doch schlimm, wenn ihm Alles entführe, was er durch Fahren von solchen erfährt*. Die dritte glücklich überlebende Schöne erbte mich, und zog im Mai desselben Jahres zugleich mit den russischen Truppen in Hamburg ein. Ihr Erstes war natürlich, mich zu verkaufen. Mich erstand für einen Spottpreis ein junger Arzt, der mich für unentbehrlich nöthig hielt, um sich eine große Praxis zu verschaffen. Hier hatte ich böse Tage. Der Krankenbesuche gab es freilich wenige, der Gesundenbesuche aber desto mehr; denn der junge Aeskulap ließ seinen Wagen vor allen bedeutenden Häusern der Hansestadt halten, um die Leute glauben zu machen, als sey er dort überall Hausarzt. Darüber vernachlässigte er aber die wenigen Patienten, die er wirklich hatte, und wurde bald so zu sagen wieder auf die Beine gebracht. Er mußte bescheiden zu Fuß wandeln, und ich fiel einem Coursmäkler zu, der bei seinem bedeutenden Geschäfte vom frühen Morgen bis zum späten Abend in mir durch die Stadt rollte. Dieser war eigentlich ein erbärmlicher Patron, häßlich wie die Nacht, mit Glasaugen und Wallbeinen ausgeziert, und so ennuyant⁴⁷, daß ich vor langer Weile aus allen Fugen wich. Endlich wollte es mein gutes Glück, daß mir an demselben Tage, wo er an der

* Das hier angeführte Gedicht erschien 1636 in Hamburg bei Gundermann. Es ist sehr schön; aber selten geworden. Es findet sich vollständig abgedruckt in Hap-pelii akademischem Roman. Ulm 1696 [sic, recte: 1690]. S. 146. *Der Herausgeber.*

Börse einen bedeutenden Verlust erlitten hatte, ein Rad abgefahren wurde. Er schaffte mich nun sogleich ab, und erhandelte statt meiner eine prächtige Staatscarosse, vorzüglich um den Leuten zu zeigen, wie sicher er sey, und daß er sich weder von einem Wagen, noch von einem Börsenverluste umwerfen lasse. Ich gerieth nun in die Hände meines jetzigen Herrn und habe mich bisher noch so ziemlich wohl befunden; denn ich erfahre alle Tage Neues, und nach Neuem sehnt man sich ja immer.

Heute hätte ich in aller Unschuld eine unglückliche Ehe stiften können. Der alte Herr, den wir zu Mariane führen sollten, kam nämlich wieder und brachte seine Gemahlin mit, die ebenfalls vor Begierde brannte, dieses achte Wunder der Welt kennen zu lernen. Mein Kutscher und ich erkannten auf den ersten Blick die Schöne des gestrigen Abends. Wir ließen uns natürlich Beide nichts merken, er, weil er nicht reden wollte, und ich aus dem ganz einfachen Grunde, weil ich nicht reden konnte, denn nur allein mit meinem Kutscher hat mir das gütige Geschick die Sprache vergönnt. Hätte ich übrigens auch reden können, ich würde doch geschwiegen haben, denn ich halte das Ehestiften wie das Ehetrennen für gleich große Sünde und es finden sich unter den Menschenkindern auch genug, die sich damit abgeben. Die Dame konnte nicht aufhören, ihrem ältlichen Gatten zu erzählen, wie sehr sie sich gestern im Theater ergötzt habe, und wie sehr sie es bedaure, daß ihn seine Geschäfte an dem Genusse dieses Vergnügens gehindert hätten. Mein Kutscher lachte vor sich hin und ich knarrte behaglich mit den Rädern. Während des Gesprächs bat sie ihn, ihr Ridicule⁴⁸ in eine von meinen Seitentaschen zu stecken. Wer schildert aber seine Verwunderung und ihre Betroffenheit, als er fand, daß die Stelle schon durch ein Taschentuch besetzt sey, welches bei näherer Betrachtung Niemanden anders, als seiner theuren Ehehälfte zugehörte. Sie wurde blutroth auf seine etwas scharfe Frage, wie denn ihr Tuch dahin käme, und suchte verlegen nach einer Antwort. Aber

mein Kutscher, ein gutmüthiger Tropf, den ihre Verlegenheit dauerte, wandte sich schnell um, und sagte: er habe das Tuch gestern Abend bei dem Schauspielhause gefunden, wo er an einen jungen Herrn, der eine Dame abholte, gewartet habe, Die Schöne warf ihm einen dankbaren Blick zu, und ertrug geduldig die Strafpredigt ihres Eheherrn über ihre Nachlässigkeit, vergaß aber nicht, trotz ihrer eben gerügten Vergeßlichkeit, meinem Lenker später ein gutes Douceur⁴⁹ heimlich in die Hand zu stecken. In Marianenruh verweilte der alte Herr dieses Mal nicht so lange wie am gestrigen Tage, bestellte uns jedoch in aller Stille und so, daß es seine Gattin nicht hörte, auf morgen wieder. Wir haben seitdem den Herrn wie die Dame sehr oft wieder gefahren, doch nie Beide zusammen, sondern Jedes allein, das heißt mit Einem oder Einer andern. So geht es in der Welt: die Menschen betrügen sich wechselseitig, wohl dem, der es nie entdeckt.

Hier muß ich das erste Buch meiner Biographie schließen, denn mein Kutscher und ich werden leider getrennt, da mich ein Italiener gekauft hat, den ich in sein Vaterland zurückbringen soll. So soll ich denn auf meine alten Tage noch das Land kennen lernen, wo im dunklen Laub die Goldorangen glühen. Der Abschied von meinem getreuen Lenker ist mir sehr schwer geworden. Ihm standen die Thränen in den Augen; ich werde ihn nie vergessen. Denn wo finde ich Jemanden wieder, der mich so gut schmiert, als er es zu thun pflegte. Er ist gut mit mir, ich bin gut mit ihm gefahren. Wer weiß, ob mich nicht die italienische Hitze so ausdörret, daß ich nie wieder mein Vaterland zu sehen bekomme.

Eins liegt mir noch schwer auf dem Herzen. Wird diese meine Biographie bei der deutschen Lesewelt Gefallen finden? Wenn ich das zu hoffen wagen darf, — aber was darf ein Wagen nicht wagen — so verspreche ich dem freundlichen Publikum, falls mir Phoebos⁵⁰, der Gott der Kutscher und Kutschen, der täglich mit zwölf Pferden vom Bock herab um die Erde fährt, Leben und Gedeihen verleiht, Berichte

aus Italien, gelehrter als Stollberg⁵¹ und breiter als Waiblinger⁵² sie jemals schrieben; so ausgefahren dieses Thema auch ist, ich werde nicht ermangeln, mir als ein gründlicher deutscher Wagen eine neue Bahn zu brechen.

Anmerkungen

- 1 Oskar Ludwig Bernhard Wolff: „Autobiographie eines Miethwagens. Seinem Kutscher diktirt. Novelluccia“. In: O. L. B. Wolff: *Herbstzeitlosen. Erzählungen und Novellen*. Leipzig 1831, S. 157–194 [i. F.: Wolff 1831].
- 2 Korrigiert nach Wolff 1831, S. 159, aus: *feine*.
- 3 Parodie der dritten Strophe von Johann Wolfgang Goethes Gedicht „Geistes-Gruß“ (1775, Erstveröffentlichung 1789). Die parodierte Strophe lautet im Original: „Mein halbes Leben stürmt’ ich fort, / Verdehnt’ die Hälf’t in Ruh. / Und du, du Menschen-Schifflein dort, / Fahr immer, immer zu.“ Vgl. Goethe’s Schriften. Achter Band. Leipzig 1789, S. 149.
- 4 Pferde mit hellem, gelblichem Fell.
- 5 Automedon, in der griechischen Mythologie der Wagenlenker des Achilles.
- 6 „Kurfürstliche“ Schafe; Schafe aus der 1765 begründeten Merinoschafzucht des Kurfürstentums Sachsen.
- 7 Antinoos, in Homers *Odyssee* der prominenteste Freier von Odysseus’ Frau Penelope.
- 8 Vgl. Johann Christoph Adelung: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen. Erster Theil, von A–E*. Wien 1811, Sp. 1745: „Einsehen[...] 2, figurlich. 1) Sich den Zusammenhang einer Sache deutlich vorstellen. Jetzt sehe ich es ein, wie die Sache zugegangen ist [...]“.
- 9 Vgl. Johann Christoph Adelung: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen. Erster Theil, von A–E*. Wien 1811, Sp. 1344: „Einschwärzen, [...] hineinschwärzen, d. i. heimlich in ein Land, in einen Ort bringen, von verbotenen oder accisbaren Waaren [...] Waaren, Güter, Kaffeh einschwärzen [...]“.
- 10 Korrigiert nach Wolff 1831, S. 164, aus: *gedruckten*.
- 11 Päpstlicher Legat, Gesandter des Heiligen Stuhls.
- 12 Regnig, regnigt, schwedisch für „regnerisch“.
- 13 Véry, bis 1869 bekanntes Restaurant im 1. Arrondissement von Paris.
- 14 Maklergeschäft.
- 15 *Pont neuf*, bekannte Brücke über die Seine.
- 16 Biwak, Feld-, Nachtlager.

- 17 Maria Ruaux (1802–1882), als „schöne Marianne“ bekannte Gastwirtin, betrieb in Langenfelde bei Hamburg eine als „Mariannenruh“ bekannt gewordene Gaststätte.
- 18 Korrigiert nach Wolff 1831, S. 171, aus: ihm.
- 19 Jason, Gestalt aus der griechischen Sagenwelt, Anführer der Argonauten, die das Goldene Vlies in Kolchis raubten.
- 20 Silberdiener, hatte am fürstlichen Hof die Aufsicht über das Silbergeschirr inne.
- 21 Hammonia, Name der weiblichen Allegorie der Stadt Hamburg.
- 22 Spätmittelhochdeutsches Synonym für militärisches Beschlagnahmen.
- 23 Aus dem Lateinischen übersetzt: „So vergeht der Ruhm der Welt“.
- 24 Junge Militärpferde.
- 25 Im 18. Jahrhundert verbreitetes Wort für einfache Soldaten beim Militär.
- 26 Exordium, in der Rhetorik Einleitung der Rede.
- 27 Landstraße.
- 28 Malcontent, französisch für misstrauisch.
- 29 Ebenfalls.
- 30 Geschütz mittleren oder schweren Kalibers mit kurzem Rohr.
- 31 Die Truppe bei Manövern und im Krieg begleitende Händlerin.
- 32 Im Krieg erbeutetes Handelsgut.
- 33 Griechische Rachegöttin.
- 34 Verweis auf Nomen, die auf die Silben -heit und -keit enden.
- 35 Louis Jean Jacques Angely (1787–1835), deutscher Dichter von Lustspielen.
- 36 Bezeichnung für die damalige Silbermünze.
- 37 Militärische Einheit, die von Graf Levin August Theophil von Bennigsen angeführt wurde.
- 38 Veraltetes Wort für einst.
- 39 Petr Ivanovič Bagration (1765–1812), georgischer Fürst und Feldherr der russischen Armee.
- 40 Im Dritten (auch: Großen) Nordischen Krieg (1700–1721) ließ der schwedische Feldmarschall Graf Magnus Stenbock (1665–1717) im Januar 1713 die damals unter dänischer Herrschaft stehende Stadt Altona vollständig niederbrennen.
- 41 Friedrich Rückert (1788–1866), deutscher Dichter und Übersetzer.
- 42 Im 1814/15 verfassten Gedicht „Die Gräber von Ottensen“ beschreibt Rückert drei der Gräber, vgl. Friedrich Rückert: Die Gräber von Ottensen. In: Friedrich Rückert: Gesammelte Gedichte. Zweiter Theil. Frankfurt a. M. 1843, S. 219–223.
- 43 Hauptmann der freien Reitergemeinschaft.
- 44 Jemanden bei den Schlagfittigen/beim Schlafittchen fassen/nehmen, im frühen 19. Jahrhundert Redewendung für: jemanden gefangen nehmen sowie: jemanden erwischen, an den Rockschoßen/am Kragen packen, vgl. v. G-t-y: „Jemanden beim Schlafittgen nehmen“. In: Sprach- und Sittenanzeiger der Deutschen. Nr. XXIII (März 1817), S. 96 sowie die Anmerkung des Herausgebers Theodor Heinsius (ebenda).

- 45 Riemenpeitsche.
- 46 Das lateinische Gedicht des Juristen Vincent Fabricius (1612–1667) erschien 1636 in Hamburg als eigenständige Veröffentlichung im Original und in deutscher Übersetzung; das Original wurde 1690 in Eberhard Werner Happels Roman nachgedruckt, vgl. Vincentii Fabricii Poemation: De stupendo & admirabili casu, qui in Hollandia tempore pestis contigit. Ad [...] Claudium Salmasium. Poëtisch Gedicht von einem seltsamen und wunderbarlichem [sic] Falle der sich in Holland bey wehrender Pest zuge- tragen. Uebersetzt von Zacharius Lund. Hamburg 1636; Eberhard Werner Happel: Der Academische Roman, Worinnen das Studenten-Leben fürgebildet wird [...]. Ulm, 1690, S. 146–151.
- 47 Verdrießlich, lästig.
- 48 Auch Retikül, Handtasche im 18. Jahrhundert.
- 49 Aus dem Französischen: Annehmlichkeit.
- 50 Beiname Apollos.
- 51 Der deutsche Dichter Friedrich Leopold zu Stolberg-Stolberg (1750–1819) veröffentlichte 1794 eine vierbändige *Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien* (Königsberg/Leipzig: Nicolovius 1794).
- 52 Der deutsche Schriftsteller Friedrich Wilhelm Waiblinger (1804–1830) veröffentlichte ein *Taschenbuch aus Italien und Griechenland auf das Jahr 1829*. Bd.1: *Rom*. Berlin o. J. [1828] sowie ein *Taschenbuch aus Italien und Griechenland auf das Jahr 1830*. Bd. 2: *Neapel und Rom*. Berlin o. J. [1829].

[ANONYM]

Das Leben und die Begebenheiten einer Mücke (1814)

Die 1814 in *Der Jugendspiegel* publizierte Erzählung „Das Leben und die Begebenheiten einer Fliege, von ihr selbst beschrieben“ beinhaltet die Story einer Mücke bzw. Fliege (die Begriffe werden in den Paratexten der Quelle abwechselnd synonym genutzt; in der vorliegenden Transkription wird im Titeö ausschließlich der Begriff ‚Mücke‘ verwendet), welche aus der Ich-Perspektive von ihren Begegnungen mit unterschiedlichen Menschen, insbesondere Kindern erzählt. Im Fokus steht dabei u.a. das Verhalten von Kindern und Jugendlichen den Tieren gegenüber.

Die Erzählperspektive ändert sich im letzten Kapitel; dort träumt ein Erzähler von Begegnungen mit den Kindern als Erwachsenen. Die Erzählung propagiert Empfindsamkeit, auch gegenüber nicht-menschlichen Lebewesen und reiht sich u.a. auch durch einen expliziten intertextuellen Bezug zur Mücken-Episode in Laurence Sternes Roman *Tristram Shandy* in die literarische Mode der Empfindsamkeit ein.

Bei der Geschichte der Mücke handelt es sich laut der paratextuellen Angabe um eine Übersetzung aus dem Englischen. Die Geschichte hat eine deutliche pädagogisch-didaktische Funktion. Sie zeigt Verbindungen zwischen der Kindheit und dem späteren Leben auf und reflektiert als „Jugendspiegel“ das Verhalten der Kinder.

Transkription, Einleitung und Anmerkungen: Lena Düllmann

Quelle: *Der Jugendspiegel*, Heidelberg: Joseph Engelman 1814, 87-126.

Das Leben und die Begebenheiten einer Mücke, von ihr selbst beschrieben. Aus dem Englischen.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Es mag dir wohl sonderbar vorkommen, lieber kleiner Leser, daß eine Mücke schreiben, lesen, und die sie umgebenden Personen soll verstehen können; leg' aber darum ein Buch nicht bey Seite, das in der Absicht geschrieben ist, dir zu gefallen, und dich zu unterrichten.

Wenn das, was ich dir erzählen will, dich unterhält, so liegt ja wenig daran, zu wissen, wie und wo ich schreiben gelernt habe. Es ist möglich, daß ich eine Fee zur Freundin habe, welche mich mit dieser Kenntniß begabte, indem sie mich mit ihrem magischen Stabe berührte; und überdem, warum sollte es nicht eine gelehrte Mücke geben, so gut wie ein gelehrtes *Pferd*, eine gelehrte *Katze*, und ein gelehrtes *Schwein*?

Das Lebenslicht erblickte ich, so viel ich mich erinnere, in der Bude eines reichen Gewürzkrämers in Westminster. Hier, umgeben von Rosinen, Feigen, Honig, Pflaumen von Tours, und sonstigen Leckerbissen aller Art, überließ ich mich ohne Rückhalt ihrem Genusse, in der albernen Meinung, daß ich, bloß zum Vergnügen geboren, gar nicht nöthig hätte, mir Zwang anzuthun, und in aller Sicherheit diejenigen meines Gleichen mit Verachtung ansehen könnte, welche, bey dem Reichthum an Köstlichkeiten, wie die beschriebenen, für eine unzählbare Menge Wesen meiner Art, zu einer schlechten Nahrung in den Häusern der Handwerksleute verdammt waren, wo sie nichts fanden, das den Geschmack hätte reizen können.

Ich war aber nicht lange im Schooße des Ueberflusses, als ich bemerkte, daß jene Reichthümer, anstatt mich vor Unglück zu bewahren, die Strafe meiner lasterhaften Neigungen werden sollten.

So geschah es eines Morgens, daß ich mich auf ein Pfund Honig, welchen der Krämer so eben für einen seiner Kunden abwog, setzte, und mit so vieler Heißgier meinen Appetit befriedigte, daß ich leider zu spät bemerkte, daß ich in dem Honigtopfe gefangen sey, den der Krämer mit einem Bogen Löschpapier bedeckte, und mit einem Bindfaden zuband.

Ich erkannte nun zum erstenmale, daß ich mitten im Ueberflusse den Widerwärtigkeiten des Lebens und den Veränderungen des Glücks unterworfen sey, gleich der elendesten der Fliegen, deren trauriges Geschick ich noch vor wenigen Stunden zu bedauern schien.

Ich seufzte über die Gefahr, in welche mich meine Unbesonnenheit und mein Heißhunger gestürzt hatten; mein Seufzen war aber umsonst, denn es fand sich keine Möglichkeit, aus dem Gefäße zu entkommen, worin ich gefangen war, und ich blieb, einen großen Theil des Tags darin.

Es ist hier der Ort, — denn es bietet sich mir wohl schwerlich eine bessere Veranlassung dar — der Einfalt jener Kinder zu gedenken, welche es für ein großes Glück halten, im Besitze eines Topfes mit Rosinen oder Feigen zu seyn, oder die Freyheit zu haben, jeden Augenblick eine Schublade voll Candiszucker zu öffnen. Mögen diese Kinder mir auf's Wort, das heißt, auf das Wort und die Aufrichtigkeit einer Mücke, glauben: diejenigen nur haben einen wahren Genuß von solchen Leckerbissen, welche sehr bescheiden darin sind; ich spreche aus verderblicher Erfahrung: war doch der Honigtopf lange genug zu meiner Disposition!

Gegen Abend bemerkte ich jedoch, daß ich aus meiner betäubenden Lage gezogen werden würde, ich wußte aber nicht, ob zu meinem

gänzlichen Verderben, oder zu meiner Errettung, obgleich die Erstickung, welcher ich jeden Augenblick ausgesetzt war, mich keinen schlimmern Zustand denken ließ.

Zu meiner wahren Freude vernahm ich daher, daß jemand das Papier, das mich gefangen hielt, abmachte; sie war aber von kurzer Dauer, diese Freude; denn als ich davon fliegen wollte, waren mir Flügel und Füße von einer klebrigen Masse so umgeben, daß ich weder gehen noch fliegen konnte. Ein Knabe, der nicht darauf Acht gab, was er that, wie so viele andere, nahm mich in einem Löffel heraus, und einen Augenblick hernach befand ich mich in einer Tasse Milch; ich schrie aus allen Kräften, aber die Stimme einer Mücke wird selten gehört. Es war ein glücklicher Umstand für den Leser dieses Werkes, daß *James Legens* mich nicht verschluckte; ja, lieber Leser, der Zufall führte mich zu einem würdigen Kleinen, dessen Character, als ein Muster zur Nachahmung, geschildert zu werden verdient.

Zu meinem Glücke bemerkte er, als ich in dem Löffel, und im Begriff war, umzukommen, daß ich für Leben und Freyheit zappelte, nahm sogleich seine Reißfeder, und befreiete mich, aus einem Antriebe von Großmuth und Mitleiden, die ich nie vergessen werde, aus meinem nassen Grabe.

Großmüthiges Kind! welche freundliche Dienstfertigkeit hast du mir erwiesen: mögest du nie eines helfenden Freundes entbehren, wenn jemals die Vorsehung deine Tage trübt!

„Arme Mücke!“ rief *James*, nachdem er mich befreyet hatte: „die Unglückliche hat vielleicht einen Vater oder eine Mutter, einen Bruder oder eine Schwester, welche in der größten Betrübniß gewesen wären, wenn sie nicht zu ihnen zurückgekehrt wäre. Ist es nicht möglich, daß sie einen kranken Verwandten oder Freund erquicken wollte, und sich darum auf den Honig setzte, um etwas davon mit sich fortbringen zu können? Dies kommt mir sehr wahrscheinlich vor; und es ist

mir so lieb, daß ich sie gerettet habe, als wenn mir einer eine Krone geschenkt hätte."

Ich erfuhr nachher, daß der Honig, auf welchem ich fortgebracht worden, für *James* bestimmt war, als Belohnung für irgend etwas Lobenswürdiges, das er vollbracht, und da er einen Augenblick nach meiner Befreyung von diesem Honig auf sein Brod strich, so rief ich so laut als eine Mücke von meiner Größe vermochte: „wohl bekomme dir's! treffliches Kind.“ Ich bemerke hier im Vorbeygehn, daß *James* wohlwollende Voraussetzung: als wenn ich beym Vollbringen einer guten Handlung unglücklich gewesen, das heißt, in den Honigtopf gefallen sey, mich erröthen machte, indem nichts entfernter von der Wahrheit war, als diese Voraussetzung, weil blos mein Heißhunger mich in diese schreckliche Lage gebracht hatte. Von diesem Augenblick an, entschloß ich mich, meinen Fehler abzulegen, und man weiß, daß ein fester Entschluß so gut als ein halber Sieg ist. Ich hoffe daher, der Leser wird mir keine große Fehler vorzuwerfen haben, und mich höchstens von nun an auf leichten Sünden ertappen.

Ich lebte eine Zeitlang ziemlich angenehm in diesem Hause; eines Tags jedoch, als ich in die Gesindestube geflogen war, fand ich die Kammerfrau in einem Buche lesend, anstatt zu arbeiten. Ich wollte sie von ihrem Unrecht überführen, setzte mich daher auf ihre Nase, und machte daselbst ein solches Gsumse, und kitzelte sie dergestalt, daß sie endlich die Hand auf mich legte, und mich zu bestrafen drohte. Mein Leben war nie in größerer Gefahr gewesen, ich verließ mich aber auf die Vorsehung, und diese Kammerfrau wurde bald von der Begierde, sich zu rächen, durch die Stimme ihrer Herrschaft abgehalten, welche sich auf der Treppe hören ließ. Sogleich warf sie mich auf die eine, und ihr Buch auf die andere Seite, und eh' ihre Herrschaft eintreten konnte, arbeitete Betty wie eine Fee.

Obgleich ich glücklich genug war, einer jener Gefahren zu entrinnen, welchen unser Geschlecht unaufhörlich ausgesetzt ist, so hielt ich es

doch der Klugheit angemessen, einen Ort zu verlassen, wo ich eine Feindin hatte, und benutzte eine Gelegenheit, die sich darbot, um mich auf den Hut eines Herrn zu setzen, der in die Bude kam, um etwas zu kaufen; und auf mein Geschick vertrauend, war ich entschlossen, mich mit ihm in sein Haus zu begeben, wo es auch seyn möchte.

Zweites Kapitel.

Die Mücke wird in die Familie des Sir *Karl Pride* eingeführt; merkwürdige Schilderung seines Sohnes *Karl*.

Nach einem Wege von etwa einer Viertelstunde, befand ich mich in der Wohnung eines reichen Privatmannes: dieser Umstand machte mich aber gar nicht eitel, und flößte mir kein besonderes Vergnügen ein; denn ich hatte lange genug gelebt, um zu wissen, daß Güte nicht immer das Erbtheil der Reichen und Mächtigen ist.

Einige Minuten nach unsrer Ankunft, wurde der Hut, auf dem ich mich befand, an einen Haken, in einer ziemlichen Höhe, gehängt, von wo aus ich leicht alles, was vorging, übersehen konnte.

Mein neuer Wirth war ein Cavalier, und seine Familie bestand aus einem Sohne und einer Tochter, welche beyde in einer Pension waren; seine Gattin hatte er verloren. Sir *Pride* war in Dingen freygebig gegen seine beyden Kinder, mit welchen er die Armen seines Viertels hätte unterstützen können. Der Sohn dieses Edelmanns war, was man sagt, ein verdorbenes Kind; es besaß nicht eine einzige achtungswerthe Eigenschaft; hochmüthig und voll Eitelkeit — was bey der Art seiner Erziehung nicht auffallen kann — verachtete er jede Art wissenschaftlicher Bildung; blos tanzen wollte er lernen. Aber der Tanz, zwar eine angenehme Zugabe zu allen Vollkommenheiten, welche einen jungen Mann oder ein junges Frauenzimmer schmücken soll, ist eine

schwache Zierde für einen einzigen Sohn, der kaum ein Kapitel der Bibel lesen konnte.

Unter den mannichfaltigen Fehlern, welche den kleinen Karl auszeichneten, bemerkte ich, daß er ein besonderes Vergnügen daran fand, kleine Hunde, die ihm nichts zu Leide thaten, zu schlagen, und den Katzen, so oft er welche erwischen konnte, mit einer Scheere die Ohren abzuschneiden, obgleich einst hart bestraft für letztern grausamen Muthwillen, von der Mutter eines Jungen dieser Thiere, an welchem er seine Barbarey ausüben wollte. Dieses wüthende Thier, das er entfernt genug glaubte, um das Geschrey ihres Säuglings nicht hören zu können, warf sich auf ihn, zerkrazte ihm das Gesicht, und drückte seine Krallen so tief in seinen Hals, daß es ohne die zufällige Hülfe eines Bedienten um den kleinen Taugenichts geschehen gewesen wäre. Seit diesem Augenblicke nahm sich Karl immer vor den Katzen in Acht und that ihnen nichts zu leide.

Der Leser kann wohl denken, daß ich nicht die geringste Gemeinschaft mit einem so bösertigen Kinde, wie Karl Pride war, haben wollte, ich hatte, im Gegentheil, die ganze Zeit meines Aufenthaltes in dem Hause seines Vaters, keine andere Sorge, als mich von ihm entfernt zu halten.

Damit es scheinen sollte, als wenn Karl die Erziehung eines Edelmanns erhielte, hatte sein Vater Lehrer aller Art angenommen, die ins Haus kamen, um ihm Unterricht zu geben. Sir Pride wollte nicht, daß sein Sohn in einer Schule mit den Söhnen der Kaufleute und Fabrikanten vermengt würde. Ich will dich nun, lieber Leser, mit den Fortschritten bekannt machen, welche *Karl* in Einer Woche in der Lateinischen Sprache machte.

Eines Montags kam der Lehrer um Elf Uhr Vormittags, *d. h.* zu der ihm bestimmten Stunde. *Karl*, der sich Sonntags sehr spät zu Bette gelegt hatte, war noch nicht aufgestanden; der Lehrer wurde gebeten,

wieder zu kommen. Er kam wirklich zum zweytenmal, aber Karl frühstückte eben, und konnte ihn nicht sprechen. Nach Tische kam er zum drittenmale, aber Karl war auf seiner Schaukel; und im Augenblicke, als der Lehrer anklopfte, befahl Karl, der vermuthete, daß er es sey, dem Bedienten, ihm zu sagen, daß er ausgegangen sey, und ihn zu bitten, den andern Tag wieder zu kommen. So verging der Montag.

Dienstags war Karl, als sein Lehrer ankam, damit beschäftigt, Fliegen zu fangen; es gelang aber, ihn diese Beschäftigung, welche ihm vieles Vergnügen gewährte, verlassen zu machen, und Herr Sermo wurde bey ihm eingeführt. Als sein Lehrer ins Zimmer trat, betrachtete ihn Karl auf eine sehr unverschämte Weise vom Kopf bis zu den Füßen, sah ihm dann ins Gesicht, und fing an zu lachen. So tadelhaft auch diese Aufführung war, so war doch Herr Sermo gütig genug, sie dem lebhaften Character seines Eleven zuzuschreiben; er kannte den Taugenichts nicht so lange, als ich.

Sie nahmen Stühle, und nach einer kurzen Unterhaltung, worin der Lehrer seinen Eleven zum Fleiß aufforderte, begann die Lection mit diesen Worten: „ein Substantiv ist der Name einer Sache.“ Karl, der mehr zum Lachen, als zum Lernen aufgelegt war, wiederholte diese Phrase mehreremale. Hierauf fragte er in einem unverschämten Tone: „Wie, mein Herr, ist eine Perücke ein Substantiv?“ Der rechtschaffene Herr Sermo, obgleich unwillig über die Frechheit seines Eleven, ließ sie doch ungeahndet, in der Hoffnung, daß er sich bessern würde; aber im Augenblicke, als er ihn bat, auf seine Lection aufmerksam zu seyn, meldete ein Bedienter den Tanzmeister. „Gut, gut,“ sagte Karl: „er soll herauf kommen; ich muß Herrn Rigodon fragen, ob er weiß, was ein Substantiv ist.“ Als der Tanzmeister eingetreten war, stand Karl auf, und sagte zu Herrn Sermo: er sey der Meynung, die Lection im Lateinischen auf den andern Tag zu verschieben; „dann will ich

mich,“ fügte er hinzu; „blindlings auf das Substantiv werfen.“ Herr Sermo ging, und so verstrich der Dienstag.

Als Herr Sermo am folgenden Morgen sich einstellte, sagte man ihm, Karl erwarte Gesellschaft, und da sie, allem Anschein nach, sich nicht so bald wieder wegbegeben würde, so sey wohl für heute nicht an das Lateinische zu denken. So verging der Mittwoch.

Die Hälfte der Woche war demnach verstrichen, ohne daß eine Lection zu Stande gekommen war. Demungeachtet stellte sich Herr Sermo Donnerstags wieder ein, und sie nahmen abermals Stühle, und setzten sich an einen Tisch. Karl begann von neuem die unglückliche Lection: „*ein Substantiv ist der Name einer Sache.*“ Es schien jedoch, als wenn es diesmal besser gehn und Karl nach wenigen Minuten weiser, als vorher, seyn würde; doch bald wurde die Geduld des guten Lehrers auf neue Proben gesetzt. Sir *Pride* hatte seinem Sohne versprochen, ihm heute etwas Merkwürdiges zu zeigen; was es war, konnte ich nie erfahren. Kaum hatte Karl angefangen, den Unterricht des Herrn Sermo etwas verständiger anzuhören, als er sich besann, keine seidenen Strümpfe angezogen zu haben.

„Nichts kann mich davon abhalten, es zu thun, Herr Sermo,“ sagte er zu seinem Lehrer, „das hält mich aber nicht lange auf; in drey Minuten bin ich wieder bey Ihnen.“ Herr Sermo wartete eine ganze Stunde auf die Zurückkunft seines Schülers, er hätte aber bis zum Abend warten können, wenn er nicht endlich die Schelle gezogen hätte, worauf ein Bedienter erschien, der ihn benachrichtigte, daß Karl mit seinem Vater ausgegangen sey. Herr Sermo begab sich weg, und so verging der Donnerstag.

Der Freytag kam, und mit ihm Herr Sermo. Karl machte ihm einige leichte Entschuldigungen, daß er ihn am verflossenen Tage allein gelassen habe, ohne ihn zu benachrichtigen, und endigte damit, daß er sagte: „Mein Herr! mein Vater glaubt, daß die Arbeit mir sehr nach-

theilig seyn könne, weil ich heute heftige Kopfschmerzen habe; er hat mir daher erlaubt, mich mit Figuren-Ausschneiden zu vergnügen. Warten Sie einen Augenblick, ich will Ihnen welche zeigen. Können Sie gut ausschneiden, mein Herr?“ Der Lehrer lachte über seine Einfalt; da er aber sah, daß es vergeblich seyn würde, seinen Neigungen entgegen zu seyn, so ging er. Das war die Arbeit des Freytags.

Als Herr Sermo den andern Tag kam, fand er die Bedienten beschäftigt, das Haus zu reinigen, und da er nicht ins Zimmer konnte, weil es mit Wassereimern und Besen angefüllt war, so verlangte er Karl'n zu sprechen. Man sagte ihm, daß er der Meynung sey, da am Samstag in den Londoner Klassen der halbe Tag frey gegeben würde, Herr Sermo möge seine Lection auf den Montag verlegen.

Da Herr Sermo sah, daß der kleine Karl ihm wenig Ehre als Schüler machen würde, so wollte er sich nicht mit seinem Unterrichte befassen, und beurlaubte sich von seinem Vater. Dieses Benehmen bewies, daß er ein rechtschaffener Mann war, und unfähig, Geld zu nehmen, das er nicht verdiente.

Da er mir sehr achtungswerth vorkam, so begab ich mich mit ihm weg, und verließ, auf seinem Hute sitzend, der, wie ich wußte, den Kopf eines Weisen bedeckte, sehr mißvergnügt das Pride'sche Haus.

Drittes Kapitel.

Character der Personen der untern Klassen der Gesellschaft.

Herr Sermo begab sich in seine Wohnung. Als ich daselbst angekommen war, und keine Kinder sah, überlegte ich, daß ich wenig Gelegenheit haben würde, merkwürdige Bemerkungen zu machen, und da ich nicht Willens war, ein unnützes Leben zu führen, so setzte ich mich auf die Schulter einer Frau, welche an diesem Tage einige Verrichtungen im Hause gehabt hatte, und wurde auf diese Art in die Bude eines Krämers getragen, wo ich beschloß, da ich die Stimme

mehrerer Kinder hörte, meinen Aufenthalt zu nehmen. Ich flog also in ein Hinterzimmer, setzte mich auf ein *Kamingesimse*, und beobachtete von diesem Standpunkte aus die *Character*e der Kinder, woraus die Familie bestand, das heißt, zwey kleine Mädchen, deren *Character*e einander so entgegengesetzt waren, wie das Weisse dem Schwarzen.

Sally, das älteste dieser Kinder, war sehr unempfindlich und frech; ihre Aufführung machte oft ihre Mutter wünschen, daß diese Tochter nie geboren wäre. Gewiß würde auch der Kummer die Mutter getödtet haben, wenn sie nicht in dem liebenswürdigen *Character* der jüngern Tochter Trost gefunden hätte. *Kytty*, so hieß diese, verstand *Sally's* Naturell zu zähmen, auf welche sie wirklich mehr Einfluß hatte, als irgend jemand im Hause. Ich hatte bald Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, und da ich diesem Umstande meine Erhaltung verdanke, so darf ich ihn nicht mit Stillschweigen übergehen.

Ich war schon zwey Tage bey diesen Kindern, binnen welcher Zeit ich, obgleich mir es frey gestanden hätte, den Laden nach Gefallen zu untersuchen, und an den Confituren und sonstigen Leckereyen zu naschen, ein Muster der strengsten Rechtschaffenheit war, und mich mit Brodkrumen, die sich hin und wieder fanden, begnügte. Am dritten Tage, als ich gerade meine Betrachtungen über diese beyden Kinder anstellte, wurde ich plötzlich von einer Spinne, der Feindin unseres ganzen Geschlechts, ergriffen. Die gute, die mitleidige *Kytty*, Zeuge dieses Vorfalls und meiner Gefangenschaft, setzte mich sogleich in Freyheit.

Aber nun war ich in Gefahr, *aus zu großer Zärtlichkeit* erdrückt zu werden, wie dies bey Kindern oft der Fall ist. *Kytty*, nachdem sie mich aus meiner Feindin Händen befreyt hatte, küßte mich, um ihre Freude zu bezeugen, mir das Leben gerettet zu haben.

Ich war so dankbar für ihre Güte, und für die Wohlthat, welche ihre mitleidige Seele mir erzeugt hatte, daß ich gar keinen Versuch machte, fortzufliegen; da sie mich jedoch oft zu ihrem Munde brachte, so hatte ich eine tödtliche Furcht, daß die Hitze ihres Athems, die, für eine kleine Mücke, wie ich, beynahe einem großen Küchenfeuer gleich kam, mich tödten würde. Ich entging indessen dieser Gefahr; da sich mich aber fliegen lassen wollte, entriß mich ihre Schwester unsanft ihren Händen, und setzte mich in eine kleine Kiste in Form einer Sparbüchse, worin sie ihr Geld zu verschließen pflegte. „Nun ist es aus mit mir,“ sagte ich zu mir selbst: „ich werde meine Tage auf eine elende Art beschließen.“ Indem ich so über die Nothwendigkeit nachdachte, worin ich versetzt war, Hungers zu sterben, und mein Gefängniß untersuchte, bemerkte ich in dem Deckel der kleinen Kiste eine Spalte; diese Entdeckung gab mir das Leben wieder. Bevor ich jedoch ein Rettungsmittel ergreifen konnte, ließ mein kleiner Tyrann einen halben Penny (Sou) in die Büchse fallen, der, hätte er mich erreicht, mich zermalmt hätte. Um mich, wie sie sagte, zu füttern, füllte sie die Büchse mit Kräutern an, von denen ich zwar so wenig genießen konnte, als wenn es Steine gewesen wären, die jedoch dazu dienten, mich der Spalte näher zu bringen, durch welche ich zu entweichen hoffte.

Kytty, welche mit Recht der Meinung war, daß es zu spät seyn würde, sich für mich zu verwenden, wenn Sally bereits ihrer Belustigung und ihres Schlachtopfers überdrüssig seyn würde, sprach nun für meine Rettung, und es entspann sich folgende Unterhaltung:

Kitty. Liebe Schwester, du weißt, daß ich mich immer der Unglücklichen annehme: was hat dir nun diese arme Mücke gethan, daß du dich so eifrig zeigst, ihr das Leben zu rauben, ein Leben, das, nach der Ordnung der Natur, bey diesen Thieren so kurz ist? Das arme Geschöpf läßt sein Gesumse nur hören, wenn die Strahlen der Sonne die Atmosphäre erwärmen; es wird geboren, erfreut sich einige Monate

seines Daseyns, und stirbt. Da es ein unschuldiges Insect ist, so sollte man es nicht quälen.

Sally. Welche Umstände wegen einer solchen Kleinigkeit, Schwester! Und wenn ich sie nun auch tödte, so ist es doch nur eine Mücke.

Kitty. Aber, liebe Schwester, erlaube mir, dir zu bemerken, daß das kleinste Insect, das athmet, mit Empfindung begabt ist, und daß das Gefühl bey einer Mücke eben so reizbar, als bey uns ist. Wenn wir einen Wurm oder eine Ameise zertreten, so ist ihr Tod mit eben so großen Schmerzen verbunden, als er es bey uns seyn würde, wenn der Fall eines großen Steines uns zerschmetterte.

Sally. Recht gut, *Kitty*; ich weiß dem, was du sagst, nichts entgegen zu setzen, und übergebe dir hier die Büchse, um damit zu machen, was dir beliebt.

Und alsobald war ich in Freyheit gesetzt! Nachdem ich meiner liebenswürdigen Befreyerin ein dankbares Liedchen gesummt hatte, flog ich aus dem Hause.

Viertes Kapitel.

Character und Gemüth des kleinen *Tommy Pearson*, und seines Veters *Lorenz Sterne*, eines Musters von Güte.

Ich besuchte hierauf das Haus eines Edelmannes, in beträchtlicher Entfernung von meinem so eben verlassenen Aufenthalte. Ich fand ein Fenster des Speisesaals offen, und flog hinein.

Sein Sohn, von ungefähr vier Jahren, war eben beschäftigt, aus dem Fenster nach der Straße zu schauen; er bemerkte da eine arme Frau, an der Thüre eines gegenüberliegenden Hauses sitzend, welche die Hände rang, heftig weinte, und noch auf andere Art ihren Schmerz zu erkennen gab. Diese arme Frau hatte seit zwey Tagen keine Nahrung zu sich genommen. Der kleine *Tommy Pearson*, der fröhlichen, aber dabey auch großmüthigen Naturells war, liebte sehr die Vergnü-

gungen seines Alters, und bildete sich ein, daß niemand ohne einen Spielkameraden glücklich seyn könne. Er lief daher zu seinem Vater, und sagte zu ihm: „O, lieber Papa, sieh, wie diese arme Frau weint; ihr fehlt wohl jemand, der mit ihr spielt?“

„Nein, mein Lieber,“ antwortete Herr *Pearson*, „sie scheint sehr unglücklich, und ist vielleicht in Gefahr, Hungers zu sterben, weil sie keinen Bissen Brod zu essen hat.“

„Ach, lieber Papa, ich kann es unmöglich ansehen, daß jemand unter meinen Augen Noth leide; ich werde es nicht zugeben, so lange ich, wie jetzt, im Ueberflusse lebe. Erlaube mir, daß ich der armen Frau etwas zu Essen bringen darf.“

Herr *Pearson* gab seinem Sohne einen Schilling für die Arme und das liebenswürdige Kind, mit einem Herzen voll Mitleiden, brachte ihr freudig das Almosen.

„Gott segne Ihre Wohlthätigkeit,“ sagte der Gegenstand seines Erbarmens: „wenn Sie an Güte zunehmen, wie an Alter, so prophezeyhe ich, daß aus Ihnen einer der verdienstvollsten Männer der drey Königreiche werden wird.“

Tommy hörte aufmerksam auf ihre Rede, und erinnert sich noch heute mit Vergnügen daran.

Ich war so entzückt über die Manieren dieses liebenswürdigen Kindes, daß ich eine Zeitlang bey ihm blieb. In dieser Zwischenzeit erhielt es den Besuch eines liebenswürdigen Vetters vom Lande, der einige Wochen bey Herrn *Pearson* zubringen wollte.

Der Name dieses Knaben war *Lorenz Sterne*; er war ungefähr acht Jahre alt. Eben so gutmüthig und wohlthätig als *Tommy*, hatte er, da er noch einmal so alt war, mehr Einsichten, und konnte in manchen Dingen seinen jungen Verwandten unterrichten.

Eines Tags setzte ich mich auf des kleinen Tommy Hand, als er gerade bey der Mittagsmahlzeit war, und ehe ich mich besinnen konnte, nahm mich Tommy zwischen seinen Daumen und Zeigefinger.

„Sieh! sieh! Vetter Lorenz,“ sagte er, „schon seit drey Minuten kitzelt mir diese Unverschämte die Hand; ich habe sie endlich ertappt; was soll ich mit ihr machen? ich mag sie nicht tödten.“ — „Ich will dir sagen, was du mit ihr machen sollst, wenn du meinen Rath befolgen willst: es ist auf jeden Fall unrecht, ohne Grund über ein Leben zu verfügen, das der Allmächtige diesem Thiere gegeben hat; du kannst es aber auf immer in die Unmöglichkeit versetzen, dir beschwerlich zu fallen: geh zum Fenster, das du dort offen siehst, laß es fliegen, und sag’ zu ihm: „Armes kleines Geschöpf, es wäre ein großes Unglück, wenn in dieser weiten Welt nicht Platz genug für mich und dich wäre.“ Mach’ alsdann das Fenster zu, und mag es nun fliegen, wohin es will.“

„Treffliche Gesinnungen der Menschlichkeit,“ sagte ich zu mir selbst. „Wie Schade, daß nicht alle die, welche sich in England ein Vergnügen daraus machen, Fliegen zu fangen, diese Schutzrede gehört haben! Sie sollen sie aber vernehmen,“ fuhr ich fort, „wenn ich es anders vermag,“ und damals machte ich zuerst den Plan zu diesem kleinen Werkchen.

Tommy lief sogleich voller Freuden an das Fenster, und indem er sorgfältig die Worte, welche ihm der kleine Sterne vorgesagt hatte, wiederholte, setzte er mich in Freyheit.

Fünftes Kapitel.

Enthält die Geschichte des *Harry Tetarr*, eines verzogenen Kindes, das, im Begriff Böses zu thun, beynahe das Leben eingebüßt hätte.

Es begegnete mir ein Unfall, von dem erst am Ende dieses Kapitels Bericht erstattet werden kann.

Das Haus, wohin ich mich nunmehr begab, war das einer Wittwe, welche nur einen einzigen Sohn, mit Namen *Harry*, hatte, der ungefähr vier Jahr alt war. Er versprach einst ein anmaßender, arglistiger und stolzer Knabe zu werden; alles, weil man ihm zu vielen Willen gelassen hatte.

Längst kannte ich das alte Sprichwort: „der Sohn einer Wittwe ist gewöhnlich ein verzogenes Kind.“ Diese Bemerkung befand sich in *Harry Tetarr* bestätigt. Da er der einzige Sohn war, und einer reichen Familie angehörte, so sah ihm seine Mutter allen kindischen Eigensinn und alle Launen nach; was *Harry* that, es mochte noch so ungeräumt seyn, war Folge seiner Lebhaftigkeit, was er sagte, das Merkmal des größten Verstandes.

Die Mutter merkte sich wohl die lächerlichen und boshaften Einfälle des Söhnleins, um sie in den Gesellschaften, welche sie besuchte, wieder zu erzählen. — Wenn sie einen Bedienten annahm, so machte sie ihm zur ersten Bedingung, *Harry* nie weinen zu machen, sondern ihm alles zu geben, was er verlangen würde, und ihm in allem seinen Willen zu thun.

Nun geschah es, daß gerade zur Zeit meines Aufenthaltes in diesem Hause, *Mistriß Tetarr* ein Mädchen annahm, welche sie mit der Erziehung ihres Sohnes beauftragte. Sie erhielt also auch die nämlichen Befehle, wie die übrigen Bedienten, das heißt, dem Söhnchen alles zu geben, was er verlangen würde. Das Mädchen war aber verständig genug, um die Ungereimtheit dieses Befehls einzusehn, und um zu befürchten, daß er sie häufigen Unannehmlichkeiten aussetzen würde; sie beschloß daher, ihrer Herrschaft das Unzweckmäßige dieser Erziehungsmethode eindringlich zu machen. An einem schönen mond hellen Abende zeigte sie ihrem Zöglinge diesen Planeten. *Harry* betrachtete ihn mit der größten Aufmerksamkeit, und forderte ihn hierauf gebieterisch von *Betty*. Als er sah, daß seinem Verlangen nicht gewillfahret wurde, fing er an zu weinen; auf sein Geschrey kam

seine Mutter herbey, die nun zum erstenmal ihr Unrecht einsah, solche sonderbare Befehle zu ertheilen.

Wenn dies vernünftige Mädchen länger in diesem Hause geblieben wäre, so würde sie viel Gutes gestiftet haben; aber unglücklicher Weise erfuhr Mistriß Tetarr Betty's List, und daß der ganze Vorfall mit dem Monde von ihr war eingeleitet worden. Sie verabschiedete daher das Mädchen, um ihre Thorheit zu verdecken.

Der kleine Tetarr plagte alles im Hause. Es verging kein Tag, ohne daß die, welche ihn umgaben, nicht die Böartigkeit seines Characters empfunden hätten. Er schlich sich zuweilen in die Küche, und während die Köchin, nach mühevoller Arbeit, zu Mittage aß, nahm er ihr die Schnupftabacksdose, und schüttete alles, was darin war, in ihren Bierkrug. Ein andermal bemächtigte er sich der Schuhe der Bedienten, warf sie ins Feuer, und flüchtete sich zu seiner Mutter. Zu diesen Zügen von boshaftem Muthwillen gesellte sich noch die Gewohnheit, alle Katzen, deren er habhaft werden konnte, zu ertränken. Dieses Vergnügen wurde ihm aber durch einen sehr ernsthaften Vorfall verleidet: nämlich durch den Fall in einen großen Wasserbehälter. Der Himmel hatte es glücklicherweise gefügt, daß dieses Behältniß nicht, wie gewöhnlich, ganz mit Wasser angefüllt war. Harry wurde lebendig herausgezogen, aber beschämt ob solcher Vergnügen.

Dieser Vorfall heilte ihn jedoch nicht von seinem Hange, böse Streiche zu verüben, besonders wenn es ohne große Gefahr geschehen konnte. Seine Lieblingsunterhaltung war, Fliegen zu fangen, und es fehlte wenig, daß ich das Opfer seiner Neigung zu diesem Vergnügen geworden wäre.

Trotz aller Vorsicht, welche wir armen Insecten anwenden, gerathen wir doch zuweilen in Gefahr, und ein unglückliches Geschick ließ mich in die Hände des grausamen Harry fallen.

Er hielt mich in seiner flachen Hand eingesperrt, und brachte mich zu seiner Mutter, welche, zu ihrer eignen Schande, ihm keinen Verweis darüber gab. „Mama,“ rief das böse Kind, „gieb mir eine Nadel, damit ich diese Fliege durchsteche, und du sollst sehn, wie sie hernach am Spieße marschirt.“ Glücklicherweise für mich, hatte sie keine Nadeln bey sich; aber mein Henker, entschlossen mich umzubringen, rief sogleich: „Nun, so will ich sie sterben machen;“ womit er ohne Zweifel sagen wollte, daß er mich tödten würde; denn obgleich er recht gut wußte, was ihn verhaßt oder verachtet machen konnte, so verstand er doch nicht, sich in seiner Muttersprache richtig auszudrücken.

Seine großmüthigen Absichten gegen mich wurden indessen nicht erfüllt. Denn im Begriff, mich zu tödten, bemerkte er eine weit größere Fliege, als ich war, die sich so eben auf den Tisch setzte. Da er nie die Fabel des Hundes gelesen hatte, der seine Beute losließ, um den Schatten zu erhaschen, so öffnete er seine Hand, um die große Fliege zu fangen, verlor mich durch diesen Zug von Eigennutz, und verfehlte auch den andern Gegenstand seines Verlangens.

Der Leser wird wohl denken, daß ich eben nicht wünschen konnte, länger in einem Hause zu verweilen, wo ich dem Tode so glücklich entgangen war. Ich benutzte die erste Gelegenheit, um es auf immer zu verlassen, und neue Abentheuer zu suchen.

Sechstes Kapitel.

Schluß. *Ein Traum.*

Der Faden der Begebenheiten unserer Fliege geht mit dem Schlusse des fünften Kapitels plötzlich verloren. Nachdem ich mit großer Aufmerksamkeit die gegenwärtigen Fragmente gelesen hatte, welche ich, wie früher gesagt ist, auf meinem Speicher fand, fieng ich an, ernsthaft über den Inhalt nachzudenken. In diese Betrachtungen vertieft, überfiel mich der Schlaf. Dinge, welche wachend mich beschäftigt

hatten, kamen mir nun im Traume vor. Ich will meine Leser damit bekannt machen.

Traum.

Indem ich über eine der Straßen, welche nach der Cité führen, ging, glaubte ich einen armen Mann, in den Händen von Gerichtsdienern zu bemerken, die ihn, alles Bittens und Flehens ungeachtet, ins Gefängniß führten. „Was hat Ihnen der arme Mann gethan, men Herr,“ fragte ich den Sergeanten, „daß Sie ihn so hart behandeln?“

„Was er mir gethan hat, mein Herr — Gott helf' Ihnen — er hat mir nichts gethan; er ist Geld schuldig, und mehr Geld, als die Lumpen, welche ihn, seine Frau und seine Kinder bedecken, tragen könnten, wenn man sie auch ganz nackt auszöge.“

„Ist es möglich,“ rief ein junger schwarz gekleideter Mann, der die Rede des Sergeanten vernommen hatte, „ist es möglich, daß es so hartherzige Menschen geben kann, welche den Gatten aus den Armen der Gattin, den Vater aus den Armen der Kinder reißen, und vielleicht Gattin und Kinder dadurch dem schrecklichsten Elende, dem Hungerstode, Preis geben, um ihn in einen Kerker zu werfen, wo er, von niemand beachtet, ohne daß jemand seines harten Geschickes sich erbarmet, umkommen kann? Sein Tod, und der Jammer seiner unglücklichen Familie, bezahlen sie seine Schulden, oder befriedigen sie die Unmenschlichkeit eines Wesens ohne Erbarmen?“ „Wie heißt euer Gläubiger,“ fragte er den armen Mann: „und wie groß ist die Schuld, welche euch der Freyheit berauben soll?“

„Mein Gläubiger,“ erwiederte jener, „ist der Eigenthümer meines Pachtgutes. Unglücksfälle, welche ich unmöglich vorhersehen konnte, und Verluste, die ein unglücklicher Ackersmann nicht wieder gut machen kann, haben mich in die Unmöglichkeit versetzt, den Pachtzins des Gutes zu bezahlen, ungeachtet aller meiner Anstrengungen und der meiner Familie. Der Eigenthümer ließ mich daher

gefangen nehmen, und hat mich durch diese Strenge aller Mittel beraubt, ihm meine Schuld abtragen zu können; ob ich gleich, Gott weiß es, bereit bin, eher das Härteste zu ertragen, als jemand das Geringste schuldig zu bleiben.“

„Der arme Unglückliche!“ rief der Sergeant: „solche Auftritte sind mir zwar nichts seltenes, doch kommen mir hier Thränen in die Augen; ich wollte, er wäre schon aus meinen Händen; aber seine Schuld ist beträchtlich: zehn oder zwölf Pfund Sterling sind nicht leicht zu verdienen, und selten findet ein solcher armer Schuldner Freunde welche sie ihm leihen.“

„Gebt diesen Gefangenen seiner Familie zurück,“ begann nunmehr der junge Mann, nachdem er seinen Namen angegeben hatte: „ich werde seinen Gläubiger bezahlen, und Sie für Ihre Mühe belohnen.... Wo wohnt ihr, guter Mann?“ fuhr er fort, indem er sich zu dem armen Schuldner wandte.

Der Ackersmann, von der lebhaftesten Dankbarkeit durchdrungen, vergoß einen Strom von Thränen, und konnte keine Sylbe antworten.

„Ich will Ihnen seine Wohnung zeigen,“ sagte der Sergeant, „da Sie so großmüthig sind, sich dieses Unglücklichen zu erbarmen. Gott, ich bin gewiß, wird es Ihnen nie an Freunden fehlen lassen. O,“ fügte er voll Bewunderung hinzu, „wenn die Welt doch mehr *Librophilos* enthielte! . . .“

Wackerer Mann! sagte ich bey mir selbst, denn ich erinnerte mich sogleich, was ich im ersten Kapitel der Geschichte der Fliege gelesen hatte: dein Benehmen beweiset, daß der Baum die Hoffnungen erfüllt, die der junge Stamm versprach. Die Gutmüthigkeit des kleinen *Librophilo* zeigte schon damals, was er in reifern Jahren seyn würde.

Ich glaubte ihm zu folgen, entschlossen, die Tugend der Wohlthätigkeit in ihrem ganzen Glanze zu schauen. Wir kamen an die Wohnung eines Maurers, der, auf seine Schaufel gelehnt, mit welcher er so eben

einen Haufen Mörtel umgerührt hatte, da stand; ich bemerkte, daß er weinte, aber sich viele Mühe gab, seine Thränen zu verbergen.

Neugierde, oder vielleicht ein edlerer Bewegungsgrund, Mitleiden, trieb mich, ihn zu fragen, was einen Mann so bekümmern könne, dessen Handwerk ihn unaufhörlichen Gefahren aussetze?

„Ach, mein Herr!“ sagte der Mensch, „Sie glauben mir vielleicht nicht, daß ich ein reicher Erbe war, aber von einem Manne, der eine strafbare Nachsicht für meine Fehler hatte, daran gewöhnt war, alle meine Wünsche erfüllt zu sehn.“

„Die Sache mag Ihnen unglaublich vorkommen: ich bin der Sohn des Ritters Sir *Karl Pride*. Da sein Vermögen beträchtlich, und seine Familie nicht zahlreich war, so hatte ich ein reiches Erbe zu erwarten, und wollte mir daher gar keine Kenntnisse sammeln. Mein Vater verlor, sey es durch Unglücksfälle, oder durch Unvorsichtigkeit – woraus ich ihm kein Verbrechen machen darf, da er nicht mehr ist – alle seine Güter, und entfernte sich, in einer Anwandlung von Verzweiflung, von seiner Familie und seinen Freunden, mich und meine Schwester in der hilflosesten Lage zurücklassend.“

„Meine Schwester starb bald aus Gram. Was mich betrifft, so schämte ich mich so sehr meiner Armuth, nachdem ich mich im Schooße des Ueberflusses und Glanzes gesehn hatte, daß ich mich nicht entschließen konnte, Hülfe und Rath bey den Freunden meines Vaters zu suchen, welche gewiß etwas für mich gethan haben würden. Ich suchte sie zu vermeiden, indem ich mich schnell aus der Gegend meines ehemaligen Aufenthaltes entfernte, und mich bemühte, Beschäftigung zu erhalten. Da ich aber nichts gelernt hatte, so fand ich keine Anstellung, und war genöthigt, um nicht Hungers zu sterben, als Handlanger bey einem Maurer zu dienen.“

„Mehr als zwanzigmal bin ich heute auf dieser Leiter auf den Giebel des Hauses gestiegen, auf den Schultern eine beträchtliche Last, und

da bey dem letzten Aufsteigen mein Fuß ausglitt, so wäre ich beynahe in die Straße gefallen. Sie können wohl denken, mein Herr daß ich wie eine Fliege zerschmettert worden wäre.“

„In dem Augenblick, wo Sie sich mir näherten, erholte ich mich ein wenig von dem Schrecken, den diese Gefahr mir verursacht hatte; die Betrachtung über meine traurige Lage, und die Erinnerung meiner vergangenen Glückseligkeit, preßten mir Thränen aus; denn ich habe keine andere Hoffnung, als im Schweiß meines Angesichts mein Brod zu verdienen, mein ganzes übriges Leben hindurch.“

Der arme Mann! sagte ich zu mir selbst, nachdem ich ihn zu trösten gesucht hatte. Welch ein warnendes Beyspiel, daß der Hochmuth früh oder spät bestraft wird.“

Als ich Karl Pride verlassen hatte, bemerkte ich einen jungen Menschen, der an einer Mauer saß, und mit Heißhunger ein Stück schimmlich Brod und einige Fleischbrocken verzehrte. Ich fragte ihn, was einen so starken und gesunden jungen Mann, wie er sey, zu einer so schlechten Kost nöthige?

Nach vieler Mühe, die er sich gab, einer Erklärung auszuweichen, erfuhr ich, daß er derselbe *Harry Tetarr* sey, dessen Character in dem fünften Kapitel der Begebenheiten der Fliege beschrieben ist.

Er war bey einem berühmten Kaufmann der Cité in der Lehre gewesen, der ihn wie ein Kind vom Hause behandelt hatte. Da er aber bey seinen Eltern gewöhnt worden war, alles zu thun, was ihm beliebte, so machte er auf die nämlichen Gefälligkeiten in dem Hause seines Lehrherrn Anspruch; weil er sich nun aber oft in seinen Erwartungen getäuscht fand, so hatte er schon einmal seine Stelle verlassen, und war zu seiner Mutter zurückgekehrt. Sein Lehrherr, dieser Streiche endlich müde, hatte Mistriß Tetarr die Versicherung gegeben, er würde ihren Sohn nicht mehr in seinem Hause aufnehmen, wenn sie

ihm jemals wieder einen Aufenthalt bey ihr gestattete, weil die Wichtigkeit seiner Geschäfte solchen Leichtsinn nicht erlaubte.

Mistriß Tetarr, auf diese ernsthafte Erklärung hin, versprach nun dem Lehrherrn ihres Sohnes feyerlich, diesem ferner keine Zuflucht in ihrem Hause zu gestatten, so daß der kleine Monsieur, da er sah, daß er von seiner Mutter nicht zum besten empfangen werden würde, davon lief, und an das Zurückkehren nicht dachte, so lange er Geld in der Tasche hatte. Als ich ihn in der beschriebenen Lage sah, war der letzte Kreuzer ausgegeben.

Dieser junge Mensch verdiente Mitleiden, weil sein Eigensinn, durch die thörichte Verblendung seiner Mutter, in seiner Kindheit war aufgemuntert worden.

Ich machte ihm daher den Vorschlag, ihn zu seinem Lehrherrn zurückzubringen, und ihn mit ihm auszusöhnen. Er nahm mein Anerbieten mit Thränen in den Augen an, und bezeugte mir vielen Dank dafür.

Als wir in dem Hause des Kaufmanns ankamen, erhielt ich leicht Verzeihung für meinen Schützling von diesem rechtschaffenen Manne. Auf das Versprechen seines Lehrlings, sich zu bessern, schenkte er ihm wieder seine Gewogenheit.

Ich war im Begriff, dieses Haus zu verlassen, als einer meiner Freunde mir auf die Schulter klopfte. Da erwachte ich, und sah, daß meine Begebenheiten nur ein — Traum gewesen waren.

CARL B. VON MILTITZ

Selbstbiographie einer kalabresischen Tanne (1822)

Bei der Erzählung „Selbstbiographie einer kalabresischen Tanne“ von Carl Borromäus Alexander Stephan v. Miltitz¹ handelt es sich um die Reiseerzählung aus der Sicht einer Tanne aus Kalabrien, welche nach mehrfachen Gestalt- und Ortswechseln von einem Instrumentenbauer in Deutschland zu einer Laute gefertigt wird. Durch die Stationen der Reise der Tanne und ihrer fortschreitenden Verarbeitung zu diversen Nutzgegenständen entsteht eine Reihung von Episoden, die es erlaubt, aus der konstanten Erzählperspektive der Tanne sich ändernde Szenen und eine Vielfalt von Charakteren zu schildern.

Thematisch steht die Erzählung in der Tradition der damals sehr beliebten Italienliteratur, die meist im Zusammenhang mit den Kavalierstouren adeliger Zöglinge und Bildungsreisen europäischer Künstler entstand und die gemachten Erfahrungen der Reisenden literarisch verarbeitete. Miltitz' eigene Italienreise 1820 dürfte Anlass für die Situierung der Erzählung in Italien gewesen sein. Als literarisches Vorbild für die abenteuerliche und ungeleitete Irrfahrt der Tanne kann Homers *Odyssee* gelten.

Der Gebrauch von italienischen Redewendungen und Namen in der Originalsprache verbürgt hier die Expertise des Autors im Zusammenhang mit der italienischen Kultur und Sprache. In den Episoden der Bettstatt des Dichters und der Laute des Instrumentenbauers nutzt Miltitz ferner die Gelegenheit durch die Tanne als stillem Beobachter Einblicke in das Handwerk seiner eigenen Berufsstände des Dichters und Musikers zu geben. Die Musik der Laute ist schlussendlich auch das Mittel, um den zwischen den Liebenden stehenden Fluch zu brechen und das *lieto fine*² zu ermöglichen. Diese selbstreferenzielle Ästhetik und Thematisierung von Dichtung lässt sich in vielen weiteren außermenschlichen Erzählungen der Zeit beobachten.³

Transkription, Einleitung und Anmerkungen: Domenica Di Gangi und Janick Spanier

Quelle: Carl B. von Miltitz: *Orangenblüthen. Erste Sammlung*, Leipzig: Carl Cnobloch 1822, 164-199.

Selbstbiographie einer kalabresischen Tanne

Tief in den dunkeln Waldthälern Kalabriens entkeimte ich dem weichen Moose. Vom blauen Himmel angelächelt, vom heißen Sirocc⁴ durchweht, war ich im Verlauf so manchen Menschenalters zur Zierde des Forstes herangewachsen. Keiner meiner Brüder im weiten Revier durfte sich an Höhe und Umfang mit mir vergleichen. Ich gewann so sehr an Ansehn, daß unter meinen Zweigen der Sammelplatz der ganzen Gegend in den verschiedensten Angelegenheiten gewählt ward. Wie oft vereinigten sich die Väter des Landvolkes hier, wenn neue Auflagen harter Grundherrn einer Gegenvorstellung bedurften! Wie oft sah ich des Freyherrn von Roccadura glänzenden Jagdtroß hier verweilen! Wie oft kamen die Hirten des Thales mit ihren Zampognen in meine Schatten, um hier die Hymnen an die heilige Jungfrau einzuüben, die sie denn an hohen Festen vor der schönen Teresina, des Freyherrn Tochter, auf dem großen Schloßplatze absangen!* — Der alte Roccadura war weit und breit, seiner Bedrückungen und Räubereyen wegen, gehaßt. Einst hatte sein Nachbar und zukünftiger Schwiegersohn es gewagt, ihm deshalb ernstliche Vorstellungen zu machen, und — weil er diese mit Spott erwiederte — ihm zu drohn, daß er den Unterdrückten beystehn werde. Der Freyherr war in die entsetzlichste Wuth gerathen, hatte sein Versprechen, dem Grafen die Tochter zu geben, widerrufen, und ihm gedroht, daß, wenn er sich je auf Roccadura sehen ließe, er die Burg nicht lebendig wieder verlassen sollte. Alle Bitten, Vorstellungen Monterosa's, ja

* Noch heutiges Tages kommen die kalabresischen Hirten mit ihren Zampognen (Dudelsäcken) bis nach Neapel, in der Adventszeit, dort vor den Häusern, so wie vor den Bildern und Statuen der heiligen Jungfrau, ihre orginellen Hymnen absingend und abspielend.

selbst sein Erbieten die edelste Aufwallung mit einem Lösegeld zu büßen, damit ihm nur die Hoffnung auf Teresina's Besitz bliebe, waren vergebens. Schwermüthig, sichtlich von Gram verzehrt, suchte der Unglückliche die tiefsten Waldesschatten, um seinen Schmerz laut werden zu lassen, und oft hörte ich ihn am Fuße meines Stammes in verzweiflungsvollen Liebesklagen sich ergießen.

Einst, als gerade sich die Hirten am Vorabend von des Fräuleins Namensfeste unter meinen Zweigen versammelten, trat der Graf, mit gebräuntem Antlitz und im Pelzrocke eines Zampognaren unter sie, folgende Worte sprechend: „Freunde, Ihr alle kennt Monterosa, wißt um meine Händel mit dem Freyherrn — denn Eure Rechte waren es ja, die ich vertrat. Um Euerntwillen habe ich die schon versprochne Braut verloren, helft mir nun sie wieder gewinnen, und unterstützt meinen Plan. Ich gehe morgen mit Euch hinan aufs Schloß, weil mir sichere Nachricht ward, daß der Freyherr abwesend ist. Ich mische mich unter Euch, bis uns das Fräulein zu singen gebietet. Dann trete ich vor und beschwöre sie in einem dazu gedichteten Liede, heut über drey Tage unter diesem Baume bey Einbruch des Abends sich einzufinden, wo ich ihrer warte, um mit ihr zu meiner Burg zu fliehn, wo uns des Priesters Seegen verbindet. Bitten vermochten nichts über den Tyrannen, Gewalt würde an den Felsenstirnen seiner trefflich benannten und auf Jahre versehnen Burg scheitern, es bleibt mir daher kein Mittel als — List. Deshalb bitte ich um Euern Beystand, den ich mit reichem Gold zu lohnen verspreche!“ — Monterosa ward eben so allgemein geliebt, als Roccadura gehaßt, es bedurfte daher bey dem unverdorbnen Hirtenvolke keines Goldes, um es diesem Vorhaben geneigt zu machen.

Es mußte Alles nach Wunsch gegangen seyn, Teresina den Sänger erkannt und sich seinem Wunsche gefügt haben, denn als der Abend des dritten Tages dunkelte und Monterosa schon eine Stunde lang mit bangem Herzklopfen unter meinen Aesten gelegen, erschien das

Fräulein unbegleitet am Berghang. Auf ihr bekannten Fußpfaden eilte sie herab, eilig meinem Stamme zuschreitend. Monterosa sprang hervor, beyde fielen sich in die Arme, als plötzlich ein rauhes „Halt!“ – erscholl und der Freyherr gezückten Schwerdtes dazwischentrat. Die Liebenden umfaßten seine Knie, Teresina beschwor ihn mit Thränen, ihr Glück nicht zu zertrümmern, Monterosa betheuerte, daß nur des Freyherrn unbiegsame Härte ihn vermocht habe zur List seine Zuflucht zu nehmen. „Legt mir“ – so rief der Jüngling – „legt mir eine Bedingung auf, so schwer Ihr wollt, ich führe sie aus, nur gebt mir Teresina und Euere Einwilligung zu unserm Bunde!“ – „Nie“ – brüllte Roccadura – „nie gebe ich die. Ich verabscheue Euch und Euer Geschlecht; der unversöhnlichste Haß soll fortan unsre beyden Stämme trennen, und Fluch, untilgbarer Fluch dem, der sie je zu vereinigen sucht! Wenn dies Eisen“ – er stieß eine Lanzenspitze tief in mein Holz, den Schaft abbrechend – „wieder von der Hand eines Roccadura herausgezogen wird, und dieser Baum ein Brautlied tönt, dann mögen sich unsre Stämme freundlich verzweigen, und dann“ – setzte er höhnisch hinzu – „dann mag Teresina di Roccadura dem Grafen Monterosa die Hand als Gattin reichen!“ – Mit diesen Worten faßte er nach der Tochter, allein der Graf vertrat ihm den Weg. „Euern Spott verlache ich, so wie Euern Fluch. Das Fräulein ist mein. Wehrt Euch, denn einer von uns kömmt nicht lebend vom Platze!“ – Im Nu funkelten die Klingen hochgeschwungen im Mondenlicht. Haß und Wuth verliehen dem Vater, Liebe und Ehrgeiz dem Jüngling übermenschliche Kräfte. Lang kämpften sie mit wechselndem Glück, ohne auf des Fräuleins ängstliches Flehn zu hören. Endlich entschied sich der Sieg – für den Vater, und der Geliebte sank mit durchbohrter Brust zu Boden. Roccadura warf die ohnmächtige Tochter vor sich aufs Roß, und jagte davon, ohne sich um seinen blutenden Gegner zu kümmern. Ein alter Knappe, der dem Grafen gefolgt, bemühte sich vergebens, seinem todtwunden Herrn beyzustehn. Todesnähe und

Liebesschmerz verwirrten dem Unglücklichen die Sinne, so daß er selbst die unschuldige Natur der Verrätherey gegen ihn anklagte, und voll Verzweiflungskraft meinen Stamm umklammernd, rief er mit fürchterlicher Stimme — „sey verflucht, du stolzer Baum, Zeuge dieser Unthat. Stirb langsam ab. Die Erde müsse dich auswerfen, Feuer und Wasser dich verfolgen, du von Pol zu Pol irren, zersplittert, zerspaltet, gemartert werden, und nicht eher das Ziel deiner ruhlosen Wandrungen finden, bis — bis — einst —“ — Der Unglückliche verstummte, mit seinem Herzblut seine Seele aushauchend. Ein pfeifender Wind sauste widerwärtig durch alle meine Zweige. Tief erschüttert bebte ich von der Wurzel bis zum Wipfel, hoffend, die Verwünschungen eines Wahnsinnigen würden ohne Kraft bleiben. Aber ich irrte schrecklich. Am andern Tag ward der Graf auf sein Schloß gebracht. Beym ersten Ton der Glocken, die ihn zu Grabe läuteten, fühlte ich meinen höchsten Sproß verdorren. Monterosa's Besitzungen gingen an eine Seitenlinie über. Teresina welkte in einem Kloster langsam dem Tode zu. Ihr Dahinscheiden kostete mir wieder einen Zweig. Langsam — wie es der Fluch wollte — starb ich von der Spitze herunter ab. Nach hundert Jahren stand ich, wie ein Greis, mit kahler Scheitel. Die jüngern Bäume spotteten meiner mit leisem Geflüster und jeder Wanderer, der durch den Wald schritt, sprach, mich betrachtend: „Schade um den herrlichen Baum. Der Himmel hat ihn gezeichnet!“ — So von Verwandten und Freunden gehöhnt, sah ich Geschlechter zu meinen Füßen entstehen, blühn, reifen, welken. Eine dunkle, schauervolle Sage lief von mir unter dem Volke um. Niemand nahte mir, niemand mochte mich fällen. „Der ihn gezeichnet“ — flüsternten sie leise — „wird ihn auch fällen!“ — Der Fluch des alten Freyherrn hatte indeß böse Früchte getragen. Nur um sich zu befähigen, erblickten die Roccadura's ihre Nachbarn von Monterosa. Giftiger Haß hielt sie geschieden. Die Urkunde, die jene Begebenheit enthielt, ward jedem Roccadura vorgelesen, um Haß und Fluch desto

sicherer auf die Nachwelt zu bringen. Indessen zerrütteten Bürgerkrieg und Partheyenzwist das schöne Land. Auch an meinem Stamme würgten sich Bürger, ja Brüder. Die edelsten Geschlechter verließen, theils willkürlich, theils gezwungen ihre Stammsitze und wanderten aus. Die Herrn von Monterosa zuerst, später folgten die Roccadura's, die, im wechselnden Kampfe alles verließend, nichts bewahrten als ihren Haß. So zuckte in Fieberkrämpfen das edle Volk, dessen Herrlichkeit, gleich der meinigen, von Geschlecht zu Geschlecht immer mehr herabsank. Endlich – o entsetzliche Nacht, nie vergess' ich dein – raste der Sturm fürchterlicher als je durch des Waldes Wipfel, hoch auf schäumte das Meer, als wollte es seine Ufer verschlingen, ein dumpfes, donnerähnliches Gebrüll dröhnte aus unterirdischen Grüften, – die Erde bebte – borst – Flammen schossen empor und plötzlich aus allen Wurzeln gerissen, schmetterte ich mit fürchterlichem Gekrach zu Boden. In dumpfer Betäubung lag ich da, – ein Menschenalter hindurch – erwartend, daß die Flamme mich verzehren würde. Allein mein Geschick war noch nicht erfüllt. Die Erde bebte nicht mehr. Aetna und Vesuv warfen ihre Gluten aus und erwärmten den Boden zu neuer Fruchtbarkeit. Im Lande war Friede; und überall bemühte man sich die Spuren des langen Kampfes zu vertilgen. Blühende Fluren lohten den Fleiß ihrer Besteller, Handel und Verkehr flaggten mit bunten Wimpeln in allen Häfen. Tausend geschäftige Aexte blinkten auf den Werften. Da kam eines Tages der Besitzer der Roccadura'schen Güter – das Schloß lag längst in Trümmern – ein reicher Pächter, von mehrern Männern begleitet, in den Wald. Ich vernahm, daß man einen Mast zu dem prächtigen Schiff suche, das eine Gesellschaft reicher Kaufleute erbaue. „Dieser hier“ – rief der Pächter, auf mich deutend – „wär' wohl Euer Kauf; allein eine alte Sage erzählt, daß der Fluch eines Sterbenden darauf hafte – „Possen – rief der Schiffsbaumeister – „wir halten es mit den Lebenden. Ist er nur innerlich gesund, so nehme ich den Stamm sogleich!“ – Er

winkte, alle stürzten mit Aexten auf mich los, man prüfte mit scharfen Hieben meinen Kern, und fand bald, daß das harzdurchwachsene Gewebe Jahrhunderte lang der Fäulniß widerstanden haben würde. Nicht genug konnten sich die Männer wundern, daß gerade ich, mit so ungeheuern Wurzeln, im Herzen des Waldes, hatte umstürzen müssen! — Der Handel ward indeß abgeschlossen. In wenig Tagen war ich von Rinde und Aesten entkleidet, mit Ketten umgürtet, mit Hebeln und Winden auf einen Wagen gehoben, von sechs rothäugigen Büffeln auf die Werfte gebracht und dort zu einem Hauptmast zugerichtet.

Nach einigen Monaten lief die *Speranza* — so hieß das neue Schiff — am Geburtsfeste des Patrons, bey Tage mit hundert farbigen Flaggen geschmückt, bey Nacht von hundert bunten Laternen erleuchtet, unter dem Donner des Geschützes vom Stapel. Das glückwünschende Hurrah einer zahllosen Volksmenge rufte das Echo diesseits und jenseits des Faro wach. Das Meer war ruhig und der Himmel wolkenfrey. Unsre Fahrt ging nach Frankreich. Anfangs gab alles die besten Hoffnungen. Allein wie hätte ein Schiff, dem ich zum Hauptmaste diente, Glück haben können! Wir hatten kaum die Meerenge von Gibraltar hinter uns, als sich der Himmel bedeckte und bald ein fürchterlicher Sturm losbrach. Vergebens waren alle Kräfte des Schiffsvolkes, vergebens alle Geschicklichkeit des Steuermannes. Mich wollte der Schicksalsdämon, der sich in's düstre Gewand des Seesturmes verkappt hatte; und in der That dauerte es nicht lange, so schrie alles — „den Hauptmast gekappt, sonst sind wir verloren!“ — Es geschah, eine ungeheure Welle schleuderte mich in eine Strömung, deren rasende Wirbel nach Norden trieben; der Sturm schwieg, die Wellen ebneten sich und das geängstete Schiffsvolk konnte in einen sichern Hafen einlaufen.

Indessen flutete ich, von neidischen Klippen zerstoßen und aller Zierath von Flagge und Tauwerk beraubt, ein schlechtes Treibholz, von

rauhem Winden getrieben, dem eisigen Norden zu. Welch ein Anblick ward mir hier! Vielfach gezackte, spiegelhelle und spiegelglatte Eisberge schwammen an mir vorüber, und so wie ich mich dem Strande näherte, sah ich mich von Männern umringt, die, in Pelze gehüllt, auf Stahlschuhen pfeilschnell daherglitten. Trotz meines schlechten Ansehns blieb ich nicht unbemerkt. Vergebens zertrümmerte ich, was mir von Eisschollen zu nahe kam, um mich frey zu machen, — in der Hoffnung, wenn ich nur erst die hohe See erreichte, doch einst, sollte ich auch die Erde umschiffen müssen, wieder in meinem Vaterlande anzulangen. Aber vergebens, — der Widerstand war zu groß. Man stürzte auf mich los, schlug Klammern ein, zog Seile durch, an die man Pferde spannte, und schleppte mich an's Land. Hier erblickte ich stammverwandte Fichtenwälder; allein von der Last kältenden Schnees gegen den Boden geneigt, wagten sie nur mit dumpfen Rauschen ihre Theilnahme auszusprechen. Eben so heimlich stimmten die Bäche, die der scharfe Frost in kristallne Fesseln geschlagen, mit leisem Gemurmel ein. Eine laut, in rauhklingender Sprache redende Menge berathschlagte über mein Schicksal. Man besah die Wunden genau, die mir die scharfen Klippen geschlagen, zuckte die Achseln, und ward endlich einig mich an den Meistbietenden zu verkaufen. So ward ich das Eigenthum eines Tischlers, der mich auf der Stelle in mehrere Theile zerstückte, und nach seiner von schweflichtem Steinkohlendampf geschwärzten Wohnung brachte. Hier ward ich in einen umgitterten engen Raum gebracht, wo ich in cimmerisch⁵ dunkeln und langen Nächten, von Frost gequält, laute Schmerzenstöne von mir gab. Der Unmensch in spitzer weißer Schlafmütze, grünen Schürze, den Hobel in der Hand, lachte jedesmal, wenn er mich klagen hörte: „ja, krache und knistre du nur, das bischen Wasser wird bald herausseyn, und dann nehme ich dich in die Arbeit!“ — Ja [, in]⁶ der That, nach sechs oder acht Monaten, als der Schnee schmolz, das Eis fortging, und — was ich nie in dieser hyperboräischen⁷ Zone

erwartet hätte – sogar Blumen blühten, erfüllte mein Tyrann seine Drohung, schraubte, preßte, und bestieß mich mit scharfen Eisen. Bey jedem langen, feinen Spahn, den er von mir nahm, rief er entzückt: „Welch zartes, feines Holz! Wahrhaftig, beynah Schade, daß du nichts bessers als eine Bettstelle werden sollst!“ – Das also war meine Bestimmung, und mir stand bevor, daß irgend ein gemeiner Kerl mich erstehn, mit plumpen Gliedern sich auf mich werfen, und mit pestilenzialischem Tabacksgestank den balsamischen Harzgeruch meines Holzes verdrängen würde!

Ich stand nun schon einige Monate, mit glänzender Farbe überzogen, geglättet in der Werkstatt, stillergeben mein Schicksal erwartend. Eines Tages trat ein junger, blasser, magrer Mann, mit eingefallnen Wangen, aber sehr lebhaften Augen, in einem Rock, dessen verblichenes Colorit zwischen Schwarz und Grau schwankte, ein, und frug nach einer fertigen Bettstelle. Der Meister nahm die verhüllende Decke von mir, lobte mich durch alle Prädicamente⁸ und setzte hinzu, es sey eigentlich Schade um mein feines, weißes Holz. Ich sey als Treibholz hier angeschwommen und höchstwahrscheinlich in Italien gewachsen. „Herrlich, herrlich, höchstpoetisch“ – rief der blasse Mann – „und für mich ganz entscheidend. Wenn hätte je ein Dichter ein romantischeres Lager gehabt! Wer weiß, du ehrliches Holz, welche reizende italische⁹ Huldgestalten unter deinem Schatten getanzt haben, als du noch, ein stattlicher Baum, in Hesperiens¹⁰ Wäldern grüntest!“ – Gern hätte ich ihm meinen Beyfall zu erkennen gegeben, allein in des Tischlers engem Gewahrsam war mir die Stimme ganz eingetrocknet. Der Dichter frug nach dem Preis, handelte lange und zog endlich einen Beutel, in dessen Falten und Runzeln ein halbes hundert Dublonen Platz gehabt hätten. Nach langem Schütteln und Rütteln fielen indessen kaum die wenigen Thaler heraus, die man für mich verlangte. Voll Ungeduld erwartete ich die Stunde, wo mich der Dichter in sein Haus bringen würde, das ich mir, wenn auch nicht als einen

Pallast, doch als eine höchst bequeme, heitre Wohnung vorstellte. Wie groß war meine Verwundrung, als der Träger, dem man mich anvertraute, mich auf immer dunkler werdenden Treppen, nach allen Seiten mich wendend und stürzend, so hoch hinauftrug, als sollte ich im Schornsteine Platz finden. Endlich erschloß sich ein kleines Gemach, das mit Papierschnitzeln bestreut und wohl in einem Jahre nicht gefegt noch aufgeräumt worden war. Bücher lagen umher, in einer Mauervertiefung standen die Reste einer kärglichen Mahlzeit. Auf dem Tisch ein niedergebranntes Licht und eine Flasche – Wasser. Unter unzähligen aufgeschichteten Papieren erblickte ich ein's mit der Aufschrift – „die Gefahren des Reichthums, eine Ode.“ – Ich weiß nicht, ob es Bewundrung oder Mitleid war, die mir hier einen Seufzer auspreßte. Indessen muß ich dem Manne die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er ein ächter Dichter war – das heißt, die Fähigkeit besaß, sich mit der größten Lebhaftigkeit in die ihm, wenigstens jetzt, völlig fremden Zustände von Liebesglück, Wohlseyn und Behaglichkeit zu versetzen, und von Sonne und Wonne, lauer Luft und Blütenduft zu schwatzen, als ob er unter Myrtensträuchen im Schatten einer kalabresischen Felswand säße. Immer heiter, immer zufrieden, entschlüpfte ihm selbst gegen seinen unbilligsten Recensenten selten ein bitteres Wort. Mit komischem Pathos rief er oft aus, wenn er sich Abends auf mich niederstreckte – „O wenn es schon gefordert werden kann, daß der Beurtheiler sich zu dem geistigen Wärmegrad des Dichters erhebe, wie vielmehr könnte man verlangen, daß er sich auch in den physischen Kältegrad eines um Weihnachten ungeheizten Zimmers versetzen möge. Gewiß würde ihm dann manche Stanze bewundernswürdig warm erscheinen, die er in seinem wohlgeheizten Zimmer für frostig erklärt!“ – Indessen sollte mein Aufenthalt bey dem Dichter doch nicht ohne Grazie bleiben. Nach einigen Monaten hörte ich ihn die Treppen heraufsteigen, ein weiblicher Fuß, wie ich aus den kurzen schnellen Schritten schließen

mußte — trippelte neben ihm. Ich hatte recht gerathen. „Sieh, mein geliebtes Lottchen“ — redete er ein allerliebstes, braunlockiges, braunäugiges Mädchen an — „hier in diesem Käfig, dem Himmel bedeutend näher als der Erde, lebt, liebt und singt dich dein Dichter!“ — Lottchen sah sich mit einem sauersüßen Gesichtchen um, als ob sie dem Sänger wohl den Käfig, der Besungenen aber einen bequemern Raum gewünscht hätte. „Indeß“ — setzte der Dichter hinzu — das ist nur vorübergehend. Sieh hier“ — er zog ein Papier aus dem Busen — „die Bestallung als Bibliothekar eines freygebigen, reichen Grafen, die ich in sechs Monaten antrete. Du bist eine Waise, von hartherzigen Verwandten gedrückt, und wirst daher deinem Freunde zu Liebe wohl ein paar Monate hier aushalten können!“ — Die Aussicht auf die Bibliothekarsstelle schien Lottchen zu beruhigen. Sie umarmte den Dichter — „in’s Himmels Namen denn. Aber lächeln muß ich, daß unter diesem luftigen Dache mich der morgende Tag als Deine Gattin begrüßen soll!“ Damit warf sie auf das Hausgeräthe des Dichters einen prüfenden Blick, der nur auf mir etwas länger haften blieb. Er versicherte dagegen, er habe schon einige größere Arbeiten daliegen, durch deren Lectüre er sie des Abends und des Morgens zu erwärmen hoffe. Lottchen lächelte ungläubig, und hüpfte davon, kam aber des Abends an des Dichters Arme freundlicher wieder. Ein nicht unbeträchtliches Buchhändlerhonorar war eingegangen, und gab die Aussicht die Frist bis zum Antritt des Bibliothekaramtes leidlich ertragen zu können, und so ward auch sogleich für eine Abendmahlzeit Sorge getragen, die an Lottchens Erwärmung einen bedeutendern Antheil haben mochte, als die verheißne Lectüre.

Lottchen wußte sich so einzurichten und mit dem sanften Scepter der Liebe so unumschränkt zu herrschen, daß ich nach Verlauf eines Monats von ihrer schönen Last allein gedrückt wurde. Der Dichter schlief auf einem, jeden Abend flüchtig bereiteten Lager zu ihren Füßen. Auch besinne ich mich, aus ihrem Munde manches Prädicat¹¹ gegen

ihren Mann vernommen zu haben, worauf er wohl Mühe haben mochte einen Reim zu finden. Mit einem Wort, der gute Mann hatte sich in seiner Wahl betrogen. Lottchen, unter harten Menschen hart geworden, hatte nichts Liebenswürdigen als ihre Außenseite und trieb den Gatten durch ihre Launen so in die Enge, daß ihm der Reim „Sorgen von Abend bis Morgen“ nur zu geläufig ward. Eines Tages hatte Lottchen sich in der bestimmten Voraussetzung, ihr Mann, der von einer Buchhändlerconferenz spät zu Haus kommen sollte, werde schon nach Feuer und Licht sehen — das ihrige brennen lassen, und sich niedergelegt. Ein Windstoß mochte es umgeworfen haben, und die Flamme fraß sich begierig in den aufgehäuften Papieren fort. Ein ungeheurer Lärm erweckte die Schläferin, die kaum Zeit hatte sich zu retten. Inzwischen ward man des Feuers dennoch Meister, ja, sogar einige Mobilien, unter denen ich, wurden herausgeschafft, aber in unbesonnener Eil auf die Straße hinuntergeworfen. Mit Schrecken erfuhr der herbeyeilende Dichter, was geschehn, daß alle seine Papiere verbrannt und nur *Lottchen* gerettet sey. Indessen hatte der Graf, sein künftiger Principal¹², von dem Unglück gehört, und sogleich Anstalten getroffen, den Heimathlosen auf die gräflichen Güter zu seiner Bestimmung abgehn zu lassen. Gern überließ mein Herr mich und das zertrümmerte Mobiliare dem Wirth als eine Art von Schadenersatz.

Vom Feuer war ich zwar diesmal verschont geblieben, desto schlimmer aber hatte mir das Wasser mitgespielt, das man in Strömen aus Spritzen, Schläuchen und Sturmfässern in die Dachkammer geleitet hatte. Bey den ersten warmen Frühlingstagen gebot daher der Hauswirth, was von mir noch ganz geblieben, an die Luft zum Trocknen zu bringen. Die Fluthen hatten allen gelehrten Staub, den ich in der Dichterwohnung in mich gesogen, rein abgewaschen. Hier, im Angesicht des blauen Himmels, von lauer Luft angeweht, die aufs Neue Sehnsucht nach dem Vaterlande in mir aufregte, trocknete ich bald,

und die glänzende Weiße, das gradlinige, parallellaufende Gefüge meiner Adern mußten jedem Kenner die ausländische Herkunft ver-
rathen. Gewiß war der große, silberhaarige Greis mit den tiefliegen-
den, schwarzen Augen, der mit breitem, herabhängendem runden
Hute, scharlachrothem, malerisch über die Schulter geworfnem Man-
tel, mehreremal halb singend, halb recitirend bey mir vorübergegan-
gen, mich genau besehn, befühlt, berochen hatte — ein Solcher. Er
kam nach einem Weilchen zurück und trat in's Haus. „Guten Morgen,
guten Morgen, Herr Hofinstrumentmacher Steinhardt“ — rief ihm
der Wirth zu — „ey, was führt Sie denn einmal in mein Haus?“ — Der
Alte erwiederte, indem er ein Fläschgen hervorzog und den Pfropf
lüftete, er habe da einen trefflichen Lackfirniß¹³ gekauft, den er ihm,
als einem Kenner, wolle kosten lassen. „Hä, hä“ — schmunzelte der
Wirth, als er den feinen Extract gekostet — „Das ist ja ein ganz kost-
barer Lackfirniß der!“ —

Der alte Instrumentmacher schenkte dem Wirthe noch einmal ein,
und rückte dann mit der Bitte vor, ihm doch die zerstoßnen Bretter
und Bettpfosten, die da am Spalier lehnten, abzulassen, weil sie ihm
ein feines Holz zu enthalten schienen. Anfangs machte der Wirth
Schwierigkeiten, nannte aber zuletzt doch einen Preis, wogegen Stein-
hardt seufzte und schwur, daß er das nie an dem Holze verdienen
könne. Endlich wurden sie doch handelseins, und als mich der Alte
fortschaffen ließ, rief ihm der Wirth nach: „damit Ihr seht, Steinhardt,
daß ich nicht karg bin, will ich Euch noch mit der Kunde beschenken,
daß das Holz dieses Bettgestells als Treibholz aus Italien hier ange-
schwommen ist. So hat mir der Dichter, der es besaß und von dem
Verfertiger gekauft, hundertmal erzählt!“

„Ja, ja“ — erwiederte der Alte, scheinbar gleichgültig, setzte aber leis
hinzu: „Bestie¹⁴, das sah ich wohl auf den ersten Blick, sonst würde
ich es nicht so theuer bezahlt haben!“ — Er brachte mich in seine
Werkstatt, verglich mich mit mehrern Tafeln feinen Tannenholzes,

die er zugerichtet hatte, überzeugte sich aber bald, wie unendlich weit ich alle an Feinheit und Weiße übertreffe. „Nun wohl, mein edler Landsmann — redete er mich pathetisch an — „so sollst du denn auch der Triumph meiner Kunst, und zu einer Laute umgeschaffen werden, wie die nordischen Bären sie hier zu Lande gewiß nie gehört haben. Dafür steht dir der alte *Roccadura!*“ O, wie süß klang dieser Name mir durch alle Fibern und wie gern hätte ich mein Entzücken dem Landsmanne zu erkennen geben! Indessen nahm er mich in die Arbeit, ich kam bald in die Presse, bald unter den Hobel; da er aber ununterbrochen italiänische Lieder dabey sang, unter denen ich manche heimische Weise wiedererkannte, so ertrug ich die Qual leichter. Nach einigen Tagen war aus meinen, am wenigsten beschädigten Theilen durch Trennen, Bestoßen, Leimen und Zusammenpressen eine Tafel von solcher Gleichheit, Feinheit und Weiße hervorgegangen, daß der Alte vor Freuden in die Hände schlug. Er zeichnete nun die Gestalt einer Laute in den schönsten Porportionen¹⁵ auf meine Fläche, schnitt sie aus, und suchte unter seinem Vorrath ein Stück des schönsten Ebenholzes, mit welchem die Rückseite des Instrumentes bekleidet werden sollte. „Möchtest du doch“ — seufzte er manchmal dazwischen — „wenigstens an eine reizende Landsmännin kommen, so wäre mein Lieblingswunsch erfüllt. Denn ach, in den Händen einer Roccadura sehe ich dich doch nimmer mehr. Ich bin ja wohl der Letzte meines Stammes!“ — Um meinem schlanken Bau mehr Festigkeit und Vibration zu geben, bedurfte es eines ziemlich starken Stäbchens, die Stimme — in Italien *l'anima*, die Seele — genannt. Des Alten Eigensinn verstattete ihm nicht ander Holz, als das Meinige dazu zu nehmen. Es sollte nun einmal alles italiänisch seyn. Unter meinen Trümmern fand sich eine ziemlich starke Eckpfoste, die einen recht schönen glatten Stab zu geben verhieß. Roccadura ergriff das Beil, um sie zu trennen — kräftig hieb er zu, das Stück sprang auseinander und zu seinen Füßen flog — die Lanzenspitze nieder, die vor dreihundert Jahren sein

Urahn herr in meinen Stamm so tief hineingetrieben, daß sich die Wunde darüber geschlossen und mit der Zeit vernarbt hatte. Als hätte der Blitz den Alten getroffen, so stürzte ihm das Beil aus der Hand, er sank auf die Knie und rief, auf dem Eisen den Löwen des Roccadura'schen Wappenschildes anstarrend: „*Misericordia divina!*“¹⁶ — Der Fluch meines Ahnherrn ist gelöst. Die Hand eines fernen Enkels hat die Lanzenspitze wieder an's Licht gebracht, und der Baum, der sie verschloß, wird unter meinen Händen Stimme gewinnen. Leider kann er nur kein Brautlied ertönen lassen, denn bald fahre ich Einsamer in die Grube, und die Monterosa's sind verloschen! Indessen will ich dennoch die Laute mit dem größten Fleiß vollenden. Das Wappen meines Geschlechts soll darauf prangen, inwendig die Lanzenspitze eingelegt werden, und wenn ich sterbe, vermache ich das Instrument dem Kloster der frommen Salesianerinnen¹⁷ hier nebenan. Da wird es lange von jungfräulichen Händen zu Gottes Ehre und meinem Gedächtniß geschlagen werden!“ — Er that, wie er sagte, arbeitete Tag und Nacht, als ob es seiner Verklärung dadurch gälte, und nach einigen Wochen ging ich, eine wahre Augenweide und voll des silberweichsten Klanges, aus seinen Händen. Die Lanzenspitze, unverändert in ihrer Form, nur zu einer Lamelle verdünnt, war im Boden eingelegt und darum standen die Worte: *Vincentius a Roccadura me fecit*¹⁸. Täglich kamen Musiker und Liebhaber, mich zu bewundern, auch mehrere Käufer fanden sich, allein der Alte erklärte, ich sey ihm um keinen Preis feil.

So hatte ich einige Jahre in einem Glasschranke hinter grünseidnen Vorhängen gelegen, als eines Tages eine alte Nonne von den Salesianerinnen, die hier eine Erziehungsanstalt hielten, angetrippelt kam. Es war Schwester Rebecca, die Musikmeisterin des Klosters. Wenn zwey bejahrte Menschen, beyde Lobpreiser der vergangnen Zeit, zusammenkommen, so lassen sie ihrer Sprechlust freyen Lauf. Nachdem die Beyden wohl eine Stunde geplaudert hatten, fiel der Schwes-

ter erst ein, daß sie nach einer Laute fragen wollen. Roccadura gestand zwar ein, daß er solch ein Instrument fertig habe, allein das sey viel zu schön, um es bey dem Unterricht zu gebrauchen und bald dieser, bald jener unbedachtsamen Schülerin in die Hände zu geben. Schwester Rebecca entgegnete sehr lebhaft, es sey für eine Schülerin, die selbst als Meisterin gelten könne. „Das arme Kind – setzte sie, die Augen trocknend, hinzu – „hat in ihrem Unglück den einzigen Trost des Lautenschlagens!“

„Nun, was fehlt denn dem armen Dinge? – frug Roccadura – „ge-
wiß eine Liebschaft?

„Du mein Gott, wir sind alle einmal jung gewesen, lieber Herr Steinhardt“ – entgegnete Rebecchen, und als sie mit dieser Phrase alle Schleusen ihrer Redseligkeit eröffnet hatte, strömte die Flut unaufhaltsam dahin. In einem Odem berichtete sie, daß, vor einem halben Jahre etwa, eine prächtige Equipage vor die Klosterpforte gefahren. Aus dem Wagen sey ein bildschönes, junges Fräulein gestiegen, dem eine bejahrte Dame gefolgt. Die jüngere sey bey dem Anblick der hohen Gitterpforte und der dunkeln Kreuzgänge in ein lautes Schluchzen ausgebrochen. Beyde hätten bey der Frau Aebtissin eine lange Audienz gehabt; endlich habe man Schwester Rebecca rufen lassen und ihr die junge Dame als die neue Pensionairin Gräfin Therese vorgestellt, die ihrer speciellen Aufsicht empfohlen werde. Sie habe das Werk mit Freuden begonnen, und könne nicht genug das gute Herz der bildschönen Therese rühmen. Aber auch ihr Vertrauen besitze sie ganz und gar; denn aus ihrem eignen Munde wisse sie, daß sie einen reichen, lebenswürdigen Grafen zum Geliebten habe, der nur seine Volljährigkeit erwartet, um sich mit ihr zu verbinden. Als er aber diese erlangt, haben sich im väterlichen Nachlaß Papiere, an den Erben überschrieben, vorgefunden, aus welchen sich ergeben, daß von alter Zeit her die Familie des Grafen mit der der Braut in offener Feindschaft gelebt und sogar einen schweren, noch nicht gelösten Fluch

darauf gelegt, wenn ihre Nachkommen je auf den Gedanken kämen, sich unter einander verbinden zu wollen. —

„Um aller Heiligen willen — unterbrach Roccadura die Schwester in höchster Bewegung — „was erzählt Ihr da?

„Die Wahrheit, guter Vater, die ich eydlich bekräftigen kann!“

Roccadura sammelte sich und winkte fortzufahren. Der junge Graf, berichtete diese, wäre verliebt und kühn genug gewesen, die Verbindung dennoch zu schließen. Allein Theresens Mutter getraute sich nicht ihre Einwilligung früher zu geben, als bis die Lösung des Fluches, entweder durch Erfüllung der vorgeschriebenen Bedingungen, oder da dies, menschlichem Ansehn nach, nicht möglich, durch päpstliche Lossprechung bewirkt worden sey. Bis dahin solle Therese als Kostgängerin¹⁹ zu den Salesianernonnen, weil sie dies Kloster auf den Fall, daß alle Bemühungen fruchtlos²⁰ wären, zu ihrem lebenslänglichen Aufenthalt gewählt hatte.

„O gütiger Himmel — stammelte Roccadura — führe doch alles zu gutem Ende. Sagt, wie heißt Eure Gräfin mit ihrem Geschlechtsnamen?

„Therese Hartenstein.“

„Heilige Jungfrau! Hartenstein — Roccadura so ist sie ja offenbar — nun, und der Bräutigam? Ich beschwöre Euch, gute Schwester, sagt nur diesmal etwas Kluges — bedenkt Eure Seele wohl — wie heißt der Bräutigam? —

„Graf Johannes Rosenberg.“

„*Corpo de' undici milla vergini!*“^{*} — rief Roccadura, sich wie ein Jüngling auf einem Beine umdrehend und die Mütze hoch in die Luft werfend

* Bey den eilftausend Jungfrauen!

– „umarmt mich, Schwester Rebecca, küßt mich – doch halt – Alter, besinne dich – aber nein, dennoch – küßt nur!“

„Mein Gott“ – seufzte die erschrockne Schwester, für des Alten Verstand fürchtend – „was ist Euch denn?“

„Ich bringe die Leutchen zusammen, sage ich Euch. Ich, wie Ihr mich da seht, ohne daß wir den heiligen Vater bemühen. – Wo ist der Graf, wo wohnt er, bringt ihn her!“ – So rief er hastig.

„Der Graf?“ – entgegnete Rebecca – „Zwanzig oder dreißig Meilen von hier, über der Gränze.“

„Fatal“ – brummte Roccadura – „sehr fatal. Aber, so eben fällt mir etwas ein. Geht zu Eurer Gräfin, laßt Euch ihr und des Grafen Siegel geben, das sie doch gewiß auf einem seiner Briefe aufbewahrt hat, sagt ihr, ein Unbekannter wolle ihr Hülfe leisten. Dann kommt wieder her zu mir. Macht, eilt, das Kloster ist nicht weit; trügt nicht Alles, so bringt Euch der Gang ein hübsches Sümchen ein!“

Schwester Rebecca eilte, als habe sie acht Beine, wie eine Spinne, Treppe und Straße hinab, nach dem Kloster. Indessen ging Roccadura in einer Bewegung auf und nieder, die niemand so erklärlich fand als ich. Trotz des Verschlusses und der Vorhänge tönten die Klänge meiner bebenden Saiten durch's Zimmer. So oft sie der Alte vernahm, faltete er die Hände und blieb andächtig lauschend stehn. Indessen hatte er aus einer Stelle in der Mauer einen Ziegel herausgenommen, und aus dem dahinter befindlichen Behältniß einige vergelbte Pergamentrollen hervorgesucht. Kaum war die Stelle wieder verdeckt, so trat Rebecca keuchend ein und ächzte, wenn Roccadura helfen könne, so sey es die höchste Zeit. Eben sey der Bibliothekar des Grafen Rosenberg auf der Durchreise nach Rom hier angekommen, mit allen Papieren des Archives beladen, die auf die Begebenheit bezüglich wären. Ein Machtspruch des Papstes müsse den Knoten zerhauen, denn an natürliche Lösung sey nicht zu denken. Da sey von einer vor

dreyhundert Jahren in eine Tanne gestoßnen Lanzenspitze die Rede, die einer wiederherausziehn solle, ferner von einem singenden Baum —

„Curioses Zeug“ — lächelte der Alte geheimnißvoll. „Nun, die Petschafte²¹?“ Rebecca zog die Siegelabdrücke hervor. Roccadura enthüllte einen Stammbaum, prüfte, verglich, verglich noch einmal, dann steckte er die Rollen in den Busen, warf den Hut auf den Kopf, den Scharlachmantel über, und sprach — „so kommt denn zu Eurer Gräfin, und seht, was ich vermag. Doch halt, die Laute ist ja ganz unentbehrlich dabey!“ Er nahm mich aus dem Schrank, verhüllte mich unter dem Mantel, und so begannen wir Drey schweigend, aber ahnungsvoll unsre Wandrung.

Roccadura blieb im Kreuzgange zurück. Rebecca trat, mich unterm Schleyer, in Theresens Zelle. Das schöne Mädchen hatte ihre dunkle Nonnenkleidung abgelegt, um der milden Sommerluft, die durch das offne Fenster Orangendüfte aus dem Klostergarten hereintrug, freyer zu genießen. Sie war im leichtesten Unterkleide, ihr prächtig schwarzes Haar floß in reichen Lockenzügen zum umfesselten jungen Busen herab, von dessen seidenweißer Fülle neugierige Luftstöße die bald steigende, bald sinkende Hülle wegzuhauchen strebten. Nachlässig auf das Ruhbett gestreckt und das schöne Haupt in die Hand gestützt, erhob sie langsam den matten Blick, als Rebecca eintrat. „Noch immer so traurig, schöne Gräfin?“ lispelte die Nonne.

„Bin ich denn glücklicher als vor einer halben Stunde? — frug Therese bitter lächelnd. Auch Ihr bringt mir wohl von Euerm abentheuerlichen Alten, der unerkant bleiben will, keinen Trost?“

„Empfangt vorher diesen Gefährten Eueres Schmerzes, dessen herrliche Klänge, von Eurer kunstfertigen Hand geweckt, Euch Linderung schaffen werden!“ Mit diesen Worten zog Rebecca das Tuch ab, und

legte mich in Theresens weichen Schoos — „seht, welch ein herrliches Instrument!“

Herrlich“ — seufzte die Gräfin — „aber, gute Rebecca, jetzt geht all’ dies Schöne an mir verlohren. — „Ha“ rief sie überrascht, als sie beym Umdrehn ihr Wappen erblickte — mein Geschlechtswappen? Wie kömmt dies hierher? Wer ist der Verfertiger? Kennt er mich? Weiß er —

„Hu, das sprudelt wie Frühlingswasser!“ — lächelte Rebecca, und bat die Gräfin sich zu beruhigen und zu sammeln, indem sie ihr in der That etwas zu berichten habe. Der alte Besitzer eines wichtigen Geheimnisses sey mit ihr gekommen, und warte im Kreuzgange. Therese möge sich schnell ankleiden und zur Aebtissin kommen, wohin Rebecca den Bibliothekar und den Alten ebenfalls bringen werde.

Therese war schnell fertig, und eilte klopfenden Herzens in’s Sprechzimmer, in welches nach einigen Augenblicken die beyden Männer und hinter ihnen Rebecca mit mir eintrat. In dem Bibliothekar erkannte ich sogleich meinen ehemaligen Schlafgesellen, den Dichter, der aber so wohlgenährt und stattlich aussah, so ganz alle Spuren des Trübsinnes aus dem Gesicht verlohren hatte, daß ich mit Gewißheit schließen konnte, er habe sein *Lottchen* dem Himmel wieder zurückgegeben. Indessen war die Aebtissin eingetreten, die bereits von Rebecca mit den Umständen bekannt gemacht, die Gräfin Therese fragte, was sie von der Geschichte dieses Fluches wisse. „Gar nichts“ — erwiderte diese, und setzte hinzu, daß sie auch nie ihre Mutter davon sprechen hören. Nur soviel wisse sie von ihrer Familie, daß sie aus Italien stamme, in frühern Zeiten Roccadura geheißten, diesen Namen aber bei ihrer Wandrung nach Deutschland in „Hartenstein“ verändert, und hier in mehrere Zweige sich ausgebreitet habe, die nach und abgegangen, bis das Geschlecht endlich in der Person ihres Vaters völlig erloschen sey.

Der Bibliothekar mußte auf einen Wink der Aebtissin diese Aussage protocolliren. Sodann las er die Begebenheit, so wie sie in den Papieren des Rosenbergischen Archives verzeichnet war, laut vor, und erklärte sodann, wie er in Auftrag seines Herrn nach Rom reisen solle, daselbst um Lösung des Fluches nachzusuchen.

Die Reihe zu sprechen war nun an den Alten gekommen. Er entrollte seine Pergamente, und bat zuvörderst den Bibliothekar, der sich hier zugleich als Genealog und erfahrener Rechtsgelehrter kund gab, das Actenstück, welches er eben vorgelesen, mit dem zu vergleichen, welches er ihm vorlege. Es geschah und man fand beyde in Ansehung der Ausdrücke und Aufzählung der Umstände und Bedingungen völlig übereinstimmend. „Dies Pergament“ — nahm der Alte das Wort — „stammt aus dem Archiv der Roccadura's, und ist das Original, vom Freyherrn von Roccadura mit Unterschrift und Siegel bezeichnet. Es ist auf mich, den rechtmäßigen Besitzer, vererbt, und die beyliegenden Documente — er zog sie heraus — werden meine Abstammung unwidersprechlich beweisen. Daß die Monterosa's, vom Bürgerzwiste getrieben, ihr Vaterland verließen, in der Fremde ihren Namen in den deutschen „Rosenberg“ umänderten, und wir im Grafen Johannes von Rosenberg den unbezweifelten Abkömmling und letzten Sproß dieses Stammes sehen, darüber läßt schon unser Beyammenseyn keinen Zweifel aufkommen. Damit nun die beyden Repräsentanten dieser uralten Geschlechter sich als Gatten die Hand reichen können, bedarf es der Erfüllung jener durch den Fluch vorgeschriebenen Bedingungen — hier ist sie!“ — Er nahm mich aus Rebecca's Händen — „Das Holz zu diesem Instrument ward als Treibholz von den Meereswellen hier angeschwemmt. Ein Tischler kaufte und verarbeitete den Stamm zu einem Bettgestell, welches der jetzige Rosenbergische Bibliothekar, damals privatisirender Dichter, kaufte, und wie er selbst bezeugen kann, durch eine Feuersbrunst aus seiner Wohnung vertrieben, dem Hausbesitzer als ein schadhaftes Geräth

überließ. Ich kaufte, von der Feinheit des Holzes angezogen, diese Trümmern, und verarbeitete sie zu der Laute, die hier vor Euch liegt. Beym Trennen einer der Bettpfosten fiel mir das Lanzeneisen, auf welchem der Roccadura'sche Löwe eingeschlagen ist, vor die Füße! Somit wäre die erste Bedingung erfüllt. Die zweyte, daß der Baum ein Brautlied anstimme, steht ganz allein in Eurer Hand, schöne Verwandte; denn daß ich, ein Roccadura, jenes Eisen an's Licht gebracht habe, so wie daß diese treffliche Laute“ — er strich kräftig über meine Saiten hin — „wirklich aus dem Holz jener kalabresischen Tanne gefertigt, und ich somit auch den singenden Baum zur Stelle geschafft, darüber kann wohl nicht der leiseste Zweifel mehr obwalten!“ — Die Aebtissin sowohl als der Bibliothekar stimmten ihm bey, und der Letzte versicherte, daß kein Rechtsgelehrter in der Welt an der Lösung der Bedingungen Zweifel hegen könnte.

Gräfin Therese umarmte mit Freudenthränen den alten Roccadura, und beschwor ihn sich nie wieder von den endlich in Frieden verzweigten Stämmen zu trennen, was er gern versprach, und der Bibliothekar eilte seinem Principal von der glücklichen Wendung Nachricht zu geben.

Graf Rosenberg kam von Hoffnung und Liebe beflügelt; auch Theresens Mutter erschien und gab, beruhigt, ihre mütterliche Einwilligung. Mit der lebhaftesten Dankbarkeit und Freude ward der Greis Roccadura in den Familienbund aufgenommen. Bald darauf reisten wir alle, ich auf Theresens runden Knien liegend, nach der Rosenbergschen Herrschaft ab. Dort ward die Vermählung vollzogen. Der Bibliothekar überreichte das Brautlied, zu dessen Begleitung meine Saiten feyerlich hallend von Theresens Fingern gerührt wurden. Sodann, als der von den Liebenden herbeygewünschte Abend erschienen war, ward ich unter Fackelschein und Vortritt der ganzen Versammlung, nebst dem die Begebenheit enthaltenden Protocoll, im Rosenber-

gischen feuervesten Archiv niedergelegt — daselbst von meinen mühseligen Fahrten im Schutz meiner Landsleute auszuruhen! —

Anmerkungen

- 1 Carl Borromäus Alexander Stephan v. Miltitz (*09.11.1781 in Dresden; † 19.01.1845 in Dresden) war u. a. Dichter, Komponist und musikalischer Schriftsteller. Bis in die erste Hälfte des 19. Jh.s hinein gaben Musikschriftsteller in Zeitschriften, Reiseberichten, usw., der interessierten Leserschaft einen literarischen Einblick in das Thema Musik; Miltitz' künstlerisches Schaffen ist in diesem Kontext zu verorten. So unternahm er 1820 eine Reise nach Italien, als deren literarisches Ergebnis eine Novellensammlung unter dem Titel *Orangenblüthen* (3 Bde., Leipzig 1822 bis 1825) und in ihr die vorliegende Erzählung erschien. Siehe Moritz Fürstenau: "Miltitz, Karl von." In: *Allgemeine Deutsche Biographie* 21 (1885), S. 760-761 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd117047155.html#adbcontent>.
- 2 Ein lieto fine bezeichnet in der Operndramaturgie ein glückliches Ende im Sinne eines Happy Ends.
- 3 Bei der Transkription des Textes wurde die ursprüngliche Schreibweise weitestgehend beibehalten. Lediglich durch den damaligen Druck bedingte Abweichungen wie das doppelte „z“ bei Silbentrennung am Zeilenende und Absatzeinrückungen wurden modernisiert. Offensichtliche Druckfehler wurden stillschweigend korrigiert. Hervorhebungen und fremdsprachliche Rede die im Original im Sperrsatz oder lateinischer Schrift stehen wurden kursiv gesetzt.
- 4 Der Scirocco (ital.) ist ein heißer Wüstenwind, der von der Sahara aus über das Mittelmeer weht.
- 5 Das Adjektiv cimmerisch ist dem früher in Südrussland ansässigen Stamm der Kimmerier entnommen und dient hier dazu, die kalte und dunkle Umgebung des Baumes zu illustrieren, die den Wetter- und Lichtverhältnissen eines Hochgebirges gleichkommt.
- 6 Klammersetzung erfolgte durch die Editierenden, um anzuzeigen, dass im Originaltext an dieser Stelle eine elliptische Auslassung besteht.
- 7 Ὑπερβορέα (altgr.) ist ein antiker griechischer Mythos, in dem ein paradiesisches, hoch im Norden gelegenes Land beschrieben wird. Der Ausdruck hyperboräisch beschreibt hier die geographische Lage, in der sich der erzählende Baum befindet.
- 8 *Praedicaementum* (spätlat.) ist hier in dem Sinne zu verstehen, dass die sichtbaren Holzigenschaften des Möbelstücks für dessen Qualität bürgen.
- 9 Das Adjektiv italisch bezieht sich auf die Italiker oder Italier (lat. Italus), also nach Italien eingewanderte indogermanische bzw. indogermanisierte antike Völker und Stämme.
- 10 ἑσπέρα (altgr.) bedeutet dt. Westen und ist in der antiken Dichtung u. a. eine Bezeichnung für die (vom heutigen Griechenland aus gesehen) westlichen Länder, also Gebiete des heutigen Italien oder Spanien.
- 11 Prädicat ist hier im Sinne einer Bewertung des poetischen Schaffens des Dichters zu verstehen.

- 12 Der Ausdruck *Principal* ist ein Archaismus für Vornehmster, Erster oder Edelster. Hier ist er jedoch im Sinne von Arbeitgeber oder Vorgesetzter zu verstehen.
- 13 Im 18. Jahrhundert verstand man unter *Firnis* alle klaren Überzüge; dies entspricht dem, was heutzutage als Lasur bezeichnet wird. Der synonyme Ausdruck *Lack* kommt erst im 19. Jahrhundert auf. Da der Text um 1825 geschrieben worden ist, zeigt der Ausdruck *Lackfirniß* auf, wie die beiden Wörter *Lack* und *Firniß* zur Lebenszeit des Autors noch gemeinsam gebraucht werden.
- 14 Der Originaltext übernimmt hier das italienische *bestia* ins Deutsche, das wörtlich übersetzt, wildes Tier bedeutet. An dieser Stelle spiegelt sich der italienische Sprachgebrauch wider, indem *bestia* im übertragenen Sinne Dummkopf, Grobian, oder instinktgeleiteter Mensch bedeuten kann.
- 15 Es ist dem Transkriptionsteam nicht möglich gewesen, herauszufinden, ob es sich bei dem Ausdruck *Porportion* um einen Rechtschreibfehler (eigentlich *Proportion*), oder es sich um einen zur Lebenszeit des Autors bekannten Neologismus handelt.
- 16 *Misericordia divina* (ital.) bedeutet dt. „göttliche Barmherzigkeit“.
- 17 Es handelt sich hierbei um die Schwestern des 1610 gegründeten Ordens von der Heimsuchung Mariens; im deutschen Sprachraum als Salesianerinnen bekannt.
- 18 *Vincentius a Roccadura me fecit* (lat.) bedeutet dt.: „Vincenz, vom (Hause) Roccadura (stammend), hat mich gefertigt.“
- 19 Eine *Kostgängerin* ist eine Frau, die eine Bleibestätte gegen eine Mietzahlung bezieht und von der vermietenden Person im Gegenzug gepflegt wird.
- 20 Das Wort *fruchlos* scheint hier ein Rechtschreibfehler zu sein, da vom Kontext her eindeutig *fruchtlos* gemeint ist.
- 21 Das *Petschaft* ist ein kleiner Siegelstempel, der es vermag, ein Siegel in eine Masse, z. B. Siegellack, einzudrücken.

[CHARLES DICKENS]

Die Selbstbiographie eines guten Witzwortes (1839)

Die Erzählung „Die Selbstbiographie eines guten Witzwortes“ erschien 1838 in der von Johann Jacob Weber in Leipzig herausgegebenen Zeitschrift *Blätter für literarische Unterhaltung*. Der Verfasser wird nicht genannt, jedoch wurde die Erzählung unter der Überschrift *Humoristische Erzählungen und Skizzen von den Verfassern der Pickwickier, der Waterloo-Erzählungen, des Hadschi Baba, Ralph Rattlins und Andern* gedruckt, was zumindest vermuten lässt, dass der Autor Charles Dickens sein könnte – zumal der als Übersetzer genannte H. Roberts (eigentlich ein Team aus dem deutschen Theologen Karl Jürgens und einem Engländer namens Roberts) als Übersetzer von Dickens Werken bekannt war¹. Den Verfassern des *Repertorium der gesamten deutschen Literatur* von 1839 erschien die Geschichte dagegen „ziemlich unenglisch“².

In der „Selbstbiographie eines guten Witzwortes“ berichtet zunächst ein nicht näher benannter Erzähler von einem außerordentlichen Witzwort, als dessen Schöpfer er sich betrachtet. Im weiteren Verlauf der Geschichte entsteigt eben jenes Witzwort wie ein Geist aus einer Champagnerflasche und erzählt, ebenfalls aus der Ich-Perspektive, seine Lebensgeschichte, welche schon weit vor der seines vermeintlichen Erfinders beginnt. Dabei nimmt es den Leser mit auf eine historische Reise vom assyrischen Reich über das antike Griechenland bis nach Rom und schließlich an den englischen Königshof. Im Zentrum der unterhaltsamen Erzählung steht dabei aber nicht so sehr der historische Exkurs, sondern vor allem die Frage, was Urheberschaft eigentlich bedeutet, und ob es dem Menschen heute überhaupt noch möglich ist, einen vollständig neuen Gedanken zu fassen.

Transkription, Einleitung und Anmerkungen: Bettina Koch

Quelle: *Humoristische Erzählungen und Skizzen von den Verfassern der Pickwickier, der Waterloo-Erzählungen, des Hadschi Baba, Ralph Rattlins und Andern*. Aus dem Englischen von H. Roberts. Erster Theil, Leipzig: J. J. Weber 1839, S. 191-206.

Die Selbstbiographie eines guten Witzwortes

Der Diamant ist kostbar durch seine Seltenheit, und aus demselben Grunde ist ein neuer Gedanke unschätzbar. Zum Unglück für uns Neuere hat sich die Vorzeit sämtlicher besten Gedanken bemächtigt, und der Zufall führt uns in der That nur selten einen neuen zu. Freilich bilden wir uns im Stolz überlegener Wissenschaft und Kenntnisse bisweilen ein, in der Münze unsers Hirns eine neue Idee ausgeprägt zu haben, finden aber in zehn Fällen gegen einen, wenn wir die Sache genauer untersuchen, unsern nagelneuen Gedanken in einem bestaubten Bande, dessen Verfasser vielleicht vor tausend Jahren lebte; — und dies ist grenzenlos verdrießlich, und hat mich oft veranlaßt, zu denken, daß die mißbräuchlich sogenannten Alten sich des abscheulichsten Plagiats gegen uns, die wahrhaft Alten der Welt, schuldig gemacht haben. Eine ruchlose Art von Sehergabe scheint sie befähigt zu haben, in die dunkeln Prospective der Zukunft zu schauen, und uns somit die auserwähltesten und originellsten Gedanken vorweg zu stipitzen.

Diese Bemerkungen gelten ganz besonders bei Witzworten; die besten von ihnen sind sammt und sonders so alt als die Berge. In sehr seltenen Fällen setzt ein überlegener Geist die Welt durch ein neues in Erstaunen; allein das ist ein Ereigniß, — das große Ereigniß des Jahrs, in welchem das denkwürdige Wort ausgesprochen wird. Sobald es das Licht der Welt erblickt hat, geht es mit der größtmöglichen Schnelligkeit von Mund zu Munde, macht die Runde durch alle geselligen Versammlungen und Kreise des Landes, und wird in den Zeitblättern und periodischen Schriften so lange wiederholt, bis jeder abgelegene Winkel im Lande durch seinen Besuch geehrt und erfreut ist.

Leser, es war einst mein gutes Glück, der Entdecker, der Urheber eines Witzwortes von außerordentlicher Vortrefflichkeit zu sein, eines Witzwortes, das, sobald es meinem Hirn entstieg war, bewirkte, daß ein Dutzend Witzlinge von Profession vor Neid hätten bersten mögen. Und seitdem – wie manches herzliche Gelächter hat es verursacht, wie viele betübte Herzen erfreut, wie viele Apotheker-Rechnungen verkürzt, wie manchem Todtengräber Verdruß bereitet, ja einen oder den andern wohl gar selbst in die Grube gebracht! Wäre mir daran gelegen gewesen, so würde es mir auf einen Wink zwei Jahre hindurch Einladungen zum Mittagessen verschafft haben; allein ich begnügte mich mit der Entdecker-Ehre, und überließ den Nutzen den Witzlingen zweiter Klasse, die vermög' einer ihnen wohlbekannten Operation Wildbraten aus Anekdoten, und Champagner aus Wortspielen erzielen.

Ich habe Jahre lang auf meinen Lorbeeren als Erfinder eines neuen Gedankens geruht, und möchte wohl, wäre es nicht um die Hoffnung, noch mehrere Welten zu erobern, gewesen, meine Arme in würdevoller Resignation gekreuzt und mir selber bezeugt haben, daß ich nicht vergeblich gelebt. Doch vor einigen Wochen ward meine stolze Selbstgefälligkeit schwer erschüttert, und es traten Umstände ein, die mich zu Zweifeln geführt haben, ob es in diesen entarteten Zeiten überhaupt möglich sei, einen neuen Gedanken ausfindig zu machen.

Ich befand mich in Gesellschaft mit einem halben Dutzend wahrhaft witziger, dabei aber vollkommen anspruchloser Männer; zu heiter gestimmter Freunde, als daß sie mir meine Entdeckung hätten beneiden sollen: als urplötzlich einer von ihnen mein Witzwort – das Witzwort, in das ich meinen Stolz setze – vorbrachte, mich vollkommen ruhig dabei ansah, und sich den Urheber desselben nannte. Ich war anfangs ob eines so unredlichen Benehmens entrüstet, lächelte jedoch im Bewußtsein meines guten Rechts verächtlich, und sagte nichts.

Mein Freund bemerkte mein Lächeln, und hat mich seitdem stets mit der abgemessensten Kälte behandelt.

Nach Hause zurückgekehrt, warf ich mich in meinen Sessel, und überließ mich einem düsteren Nachsinnen über die Eitelkeit der menschlichen Bestrebungen, und die unter den Menschen so gewöhnliche Neigung, die Ausgezeichneten ihres theuer-erkauften Ruhms zu berauben. „Selbst Homer," sprach ich bei mir selbst, „entging dem allgemeinen Schicksale nicht. Einige läugnen sogar sein Dagewesensein, und behaupten, seine erhabenen Heldengedichte wären combinirte Werke mehrerer Bänkelsänger; Andere gestehen ihm großmüthig zu, daß er gelebt habe, sagen aber, er wäre kein Dichter gewesen, sondern habe nur Verse gesungen, die von fähigeren Männern gedichtet wären. Und ist Homer der Verkleinerung und Ungerechtigkeit nicht entgangen — wie sollte ich ihr entrinnen?“

Diese und ähnliche Betrachtungen, immer verworrener und unbestimmter werdend, beschäftigten mich eine volle Stunde. Auf dem Tische, vor welchem ich saß, stand eine zugekorkte und unangerührte Champagner-Flasche. Der Morgen fing an zu dämmern, und ich konnte eben die zwischen mir und dem Fenster stehende schwarze Flasche deutlich erkennen. Mir kam die Neigung, ein Gläschen des köstlichen Tranks zu genießen, und ich streckte die Hand nach der Flasche aus, als sie zu meinem grenzenlosen Erstaunen plötzlich sich zu regen und auf dem Tische umher zu tanzen anfang. An ihrem Halse schossen ein Paar Arme, Füße aus ihrem Boden hervor; sie hüpfte und sprang immer munterer und behender, und tanzte offenbar einen hochländischen Fling. Ich riß mir die Augen, war jedoch vollkommen wach. Ich kniff und zwickte mich, und gelangte zu demselben Schlusse. Die mysteriöse Flasche ward größer und immer größer, bis sie so groß war, als ich selbst. Der Kork wechselte seine Farbe, ich unterschied allmählig ein Paar funkelnde Augen in ihm, und bald lächelte ein rothes Gesicht mich freundlich an. Die gefurchte Stirn

deutete auf ein hohes Alter, über die Schläfen hing ein wenig spärliches graues Haar herunter. Sobald mein Erstaunen es mir erlaubte, machte ich ihm Luft durch Worte, und fragte die Erscheinung, wer sie sei.

Ehe sie Zeit hatte, meine Frage zu beantworten, fielen meine Blicke auf eine Pergamentrolle, welche sie in der Hand hielt, und auf welcher mein magisches Witzwort geschrieben stand.

„Sie kennen mich nicht, Sir?“ erwiderte mein verkörperter Einfall. „Ich bin das Witzwort, worauf Sie so stolz sind, und wenn ich es auch selbst sage, eins der besten von allen jemals vorhanden gewesenenen.“

„Ehrlich gesagt, ich würde Dich nicht erkannt haben,“ sagte ich, und Vater-Zärtlichkeit fing an, mein Herz zu schwellen; „doch – komm in meine Arme, mein Sohn, mein liebes, liebes Kind!“

Die Erscheinung lachte ausgelassen, und blickte mich mit der unkindlichsten Unverschämtheit an.

„Die Verachtung, mit der Du mich behandelst, ist äußerst ungebührlich,“ fuhr ich lebhaft und im Tone eines beleidigten Vaters fort; „und noch mehr, sie ist gefühllos und unnatürlich, und überschreitet die Grenzen eines erlaubten Scherzes.“

„Mein guter Freund,“ war die Antwort, „Sie machen auf eine Ehre Anspruch, die Ihnen durchaus nicht gebührt. Ihre Eitelkeit ist unendlich thöricht. Ich war ein Patriarch, ehe Ihr Urgroßvater geboren war.“

„Pah! das kann nicht sein,“ sagte ich. „Du weißt, daß Du mein Sprößling bist – Du kannst es nicht im Ernst abläugnen.“

„Ich bin selten ernsthaft,“ sagte das Witzwort mit komischer Gravität; „weshalb aber mit so viel Feierlichkeit eine unwichtige Wahrheit sagen? Ich will nicht streiten mit Ihnen, sondern Ihnen meine Geschichte erzählen, um Sie zu überzeugen, welch einen geringen Anspruch Sie auf die Ehre der Vaterschaft in Beziehung auf mich haben.“

Die Geschichte des Witzworts.

„Ich habe nicht die mindeste Erinnerung von den Urhebern meines Daseins; ihre Namen sind gleich denen der Pharaonen im Lauf der Jahrhunderte der Vergessenheit anheim gefallen. Sie müssen jedoch vor mehr als dreißig Säkeln gelebt haben, denn so weit ungefähr reicht mein Gedächtniß. Ich könnte leicht merkwürdige Schilderungen vom Zustande der menschlichen Gesellschaft in alten grauen Zeiten geben, denn ich habe mein Leben lang Verkehr mit Leuten aus allen Ständen und Klassen gehabt, und viele berühmte Länder gesehen. Ich sage es mit Stolz, daß ich stets gern dem Zuge der Civilisation folgte, und rechne es mir und den übrigen Mitgliedern meiner Brüderschaft als eine nicht geringe Ehre an, daß wir die gewaltigen Fortschritte des menschlichen Geistes einigermaßen gefördert haben. Nur wilde Völkerschaften sind zu ernst und zu stumpfsinnig, um ein Witzwort zu würdigen, und an sie mich wegzuwerfen, ließ ich mich nie herab.“

„Ich bin häufig in die Gesellschaft eingeführt worden; so z. B. vor zweitausend fünfhundert Jahren bei einer, die arabischen Wüsten durchwandernden Kaufmanns-Karawane. Es ist mir, als sähe ich die Gesichter der braunen Handelsherren noch vor mir, wie auch die Stelle, wo sie meine Bekanntschaft machten. Es war gegen Sonnen-Untergang, unter einem Palmbaume, an einer Quelle, wo sie angehalten hatten.“

„Man hat oft gesagt, daß ernsthafte Leute einen Scherz liebten. Es war ein moroser alter Kaufherr, der mich für das Mal einführte, und zwar zur endlosen Lust seiner Begleiter, die über meinen Humor lachten, daß ihnen die Thränen über die Wangen hinunterliefen.“

„Auf diese Weise durchwanderte ich das ganz civilisirte Asien, besuchte zu verschiedenen Zeiten Sardanapal's und Ahasver's schwelgerische Tafeln, und brachte Heiterkeit in die Gesichter der könig-

lichen Schönheiten, an ihren Höfen. Aus Asien begab ich mich nach Griechenland, und entsinne mich sehr wohl, bei der Belagerung von Troja zehn für ein Mal mit den Soldaten an ihren Wachtfeuern gesessen zu haben. Späterhin wurde ich mit Homer bekannt gemacht, und werde stets mit Vergnügen daran denken, daß ich ihm oft ein Abendessen verschaffte, indem er ohne mich würde hungrig haben zu Bett gehen müssen. Die armen Bauern, von denen sich der noch ärmere Barde ein Abendessen und ein Nachtlager erbat, hatten keinen Sinn für Poesie, verstanden sich aber dafür auf ein Witzwort, und der Barde introducirte mich zu ihrer Unterhaltung; und während meine Selbstliebe durch ihr herzliches Gelächter geschmeichelt wurde, half ihre großmüthige Gastlichkeit seinen Bedürfnissen ab.“

„Ich bin jedoch nicht bloß mit Homer bekannt gewesen, denn auch Aristophanes z. B. bediente sich meiner höchst glücklich in einem seiner verlorenen Lustspiele. Ferner hielt ich gute Kameradschaft mit Anakreon, und sage es mit Stolz, daß ich um diese Zeit den ernsten Plato lächeln gemacht, von Demosthenes in einer Rede angeführt wurde, mit Äsop genau bekannt war, mit Sokrates dinirte, und gleich gern gesehen war am Hofe Philip's von Macedonien, wie im Feldlager seines noch berühmteren Sohns.“

„Fortwährend den Bahnen der Civilisation bescheidenlich folgend, pilgerte ich nach Rom hinüber. Bei den ernsten strengen Männern der Republik fand ich nicht die beste Aufnahme; dagegen aber allgemeine Bewunderung im augusteischen Zeitalter. Es war an Mäcen's Tafel, wo ich in Rom zum ersten Male Aufmerksamkeit erregte. Horaz war anwesend; und er selbst war es gewesen, der seinen erhabenen Gönner mit meinen Vorzügen bekannt gemacht hatte. Mäcen ergriff die erste Gelegenheit, mein Licht leuchten zu lassen, und ich habe mich nie mehr geschmeichelt gefühlt, als durch das enthusiastische Lob, das mir von den an seiner Tafel versammelten genialen Geistern zu Theil wurde, obgleich mir späterhin auch wohl der Gedanke kam, daß

ich dasselbe größtentheils dem Reichthume und der hohen Stellung des scherzenden Gastgebers verdankte. Wie dem aber auch sein mochte, ich machte zu jener Zeit Furore, man bemühte sich allgemein um mich, und ich mußte jedes Haus in Rom besuchen, in welchem Witz und Laune nur irgend gewürdigt wurden.“

„Nachdem ich auf diese Weise etwa hundert Jahre gelebt hatte, kam es mir in den Sinn, einzuschlafen, und ich schlief so lange, daß ich bei meinem Erwachen die siegreichen Hunnen in den Straßen der Stadt erblickte. Dies war kein Moment, mich zu zeigen; und da ich so wenig Aussicht auf glückliche Zeiten für mich und mein Geschlecht vor mir sah, meinte ich am besten zu thun, wenn ich mich wieder zum Schlummer niederlegte. Ich that es, und erwachte endlich wieder am fröhlichen Hofe des Königs René.“

„Ich wurde sehr geachtet von den glänzenden Damen und verliebten Troubadours, welche dort der Minne und heiteren Lebenslust dienten. Ich muß freilich gestehen, daß mein Ruhm um diese Zeit einigermaßen sank. Ich wurde allerdings an den Tafeln der Großen zugelassen, jedoch als ein geringer Diener betrachtet, und mußte von demselben Teller mit gemietheten Spaßmachern essen. Ich vermochte es nicht, eine so unwürdige Behandlung für immer zu ertragen, und sie hatte die Wirkung auf mich, daß ich viel von meiner munteren Beweglichkeit und meinem wahren Humor einbüßte. René's Witzbolde von Profession beraubten mich häufig meiner Pointe, und ich bekam häufig ein ungewöhnlich einfältiges Aussehen, so daß meine Freunde nicht selten an der Identität meiner Person zweifelten, oder es gänzlich in Abrede stellten, daß ich derselbe Witz sei, den sie so häufig belacht hatten.“

„Bisweilen gelang es mir indessen, mich an den unglücklichen Witzlingen zu rächen, die mich mal-à-propos vorbrachten. Sie vergaßen fast immer, daß ihre Gebieter nicht zu jeder Zeit in der Laune wären, ihre Lachlust durch ein Witzwort kitzeln zu lassen, und erhielten zum

Lohn ihrer unzeitigen Heiterkeit manche tüchtige Tracht Schläge. Dies war zum wenigsten ein kleiner Trost für mich; allein die Gesellschaft dieser Miethlings-Possenreißer wurde mir auf die Länge unerträglich, und da ich mich nicht müde fühlte, mußte ich auf Mittel und Wege denken, der beständigen Abnutzung und dem Glanz- und Politur-Verlust zu entinnen, den ich durch ihre plumpen Hände erduldete."

„Endlich beschloß ich, mich in ein Kloster zurückzuziehen, und ein stilles und einsames Leben zu führen. Lächeln Sie nur nicht, daß eine so lustige Peron wie ich in's Kloster gegangen; denn ich versichere Sie, daß ich in der Gesellschaft der Mönche — in jenen Zeiten der einzigen gebildeten Gesellschaft — sehr bald meinen ursprünglichen Glanz und Lebensmuth wiedererlangte. Ich lebte so trefflich unter den wackeren Leuten, daß ich schnell ganz feist und darauf schläfrig wurde, und in einen Schlummer verfiel, aus welchem ich erst wieder zur Zeit der Königin Elisabeth erwachte, wo ein witziger Kopf mich zufällig entdeckte und abermals in die Welt einführte. Meine Laufbahn in England war höchst glänzend.“ —

Hier unterbrach ich ihn mit großer Lebhaftigkeit, denn ich fing an zu fürchten, daß einer oder der andere von meinen Freunden, gelehrter als ich selbst, das Alterthum meines Witzwortes entdeckt haben, und mich damit necken und verspotten möchte. Ich beherrschte jedoch meine gar zu erregten Gefühle, und fragte den Erzähler mit möglichster Ruhe, aber freilich mit etwas zitternder Stimme, ob er mit Joe Miller* bekannt sei.

„Hol' der Henker Joe Miller!“ antwortete er mit großer Heftigkeit. „Ich habe aus Furcht von dem Elenden mehr als durch sonst etwas in meinem ganzen Leben ausgestanden. Es kostete mir die größte

* Verfasser eines in England allbekannten Anekdotenbuchs. Man nennt eine abgedroschene Anekdote einen Joe Miller. Anm. d. Uebers.

Mühe, mich fern von ihm zu halten, und es gelang mir nur dadurch, daß ich wieder einschlief. Sie weckten mich aus diesem Schlummer auf, und gaben mich, was schon Vielen vor Ihnen gleichfalls begegnet ist, für Ihr eigenes Kind aus. Sie wissen, daß Sie viel Ehre durch mich erlangt haben, gleich allen denen, die Verstand genug besaßen, mich zu paßlicher Zeit einzuführen, und Witz genug, um mich mit all' meiner angeborenen Grazie und glänzenden Lebendigkeit zu produciren.“

„Sie sind also kein Joe?“ sagte ich, nicht wenig beruhigt.

„Ein Joe!“ rief er zornig erröthend aus. „Hab' ich's Ihnen nicht schon gesagt, daß ich kein Joe bin? Ist es Ihre Absicht, mich dadurch zu beleidigen, daß Sie zu verstehen geben, ich könnte mich in so verächtlicher Gesellschaft befunden haben? Halten Sie mich für ein Wortspiel, Sir?“

„Keineswegs,“ entgegnete ich; „ich versichere Sie, daß ich durchaus keine Beleidigung beabsichtigt habe.“

„Das haben Sie allerdings, Sir,“ rief er, und schlug dabei heftig mit der Faust auf den Tisch. Zugleich bemerkte ich, daß sich seine Gesichtszüge schrecklich verzerrten, und daß er krampfhaft den Kopf schüttelte. Ich konnte kein Wort hervorbringen, um den so unabsichtlich Erzürnten zu besänftigen. Sein Hals wurde mit jedem Augenblick länger und länger, bis sein Kinn volle zwei Fuß von seinen Schultern entfernt schien. Ich vermochte den Anblick nicht länger zu ertragen, stand halb außer mir vor Erregtheit auf, und griff krampfhaft nach seinem Kopfe, um denselben bis auf die Schultern wieder hinunter zu drücken. Er starrte mich mit geschwellenen, schrecklich anzusehenden Augen wüthend an, und sobald meine Hand in Berührung mit ihm kam, flog ihm mit gewaltigem Geräusch der Kopf vom Rumpfe, und gerade durch einen mir gegenüber hängenden Spiegel. Das Glas

klirrte, die Scherben flogen umher, ich klingelte im höchsten Schrecken nach Hülfe, und sank überwältigt auf meinen Sessel zurück.

Phelim, mein irischer Bedienter, erschien, und sagte: —

„Darf ich so frei sein, Ihr Ädeln — trinken Sie eine Flasche Soda-Wasser, Sir, und gehn Sie zu Bette.“

„Wo ist sein Kopf, Phelim?“ sagte ich.

„Ihr Khopf, oder des Betts, Sir?“ fragte Phelim.

„Des Witzworts,“ erwiderte ich.

„Sie müssen Ihren eigenen meinen; er ist wahrhaftig wirr genug,“ sagte Phelim, während er mir die Stiefel auszog. „Sie mögen gestern Abend 'nen Thropfen zu viel getrunken haben.“

„Phelim,“ sagte ich feierlich, „hast Du nichts gehört?“

„Freilich hab' ich was gehört. Haben's nicht wie ein betrunkenes Vieh, das Sie sind (bitt' um Vergebung wegen meiner Dreistigkeit), die Champagner-Flasche in dieser frühen Morgenstunde anbrechen wollen, und hat nicht der Kork den Spiegel zerschmettert?“

Ich sah nach der Flasche; sie war entkorkt, und der Champagner floß über meine Bücher und Papiere. Ich befolgte Phelim's Rath, und ging zu Bett; kann aber nicht mit Bestimmtheit sagen, ob des Burschen Erklärung der Sache richtig war oder nicht. Ich neige jedoch hin zu dem Glauben, daß ich *nicht* betrunken war, sondern daß das herrliche Witzwort mich wirklich in verkörperter Gestalt besuchte; was mir um so wahrscheinlicher zu sein däucht, weil seine Erzählung so sehr zusammenhängend war. Indeß muß ich das End-Urtheil meinen Lesern überlassen.

Anmerkungen

- 1 Norbert Bachleitner: *Der englische und französische Sozialroman des 19. Jahrhunderts und seine Rezeption in Deutschland*. Amsterdam 1993 (= Internationale Forschungen zur allgemeinen und vergleichenden Literaturwissenschaft), S. 67.
- 2 *Repertorium der gesamten deutschen Literatur*. Hg. von E. G. Gersdorf. Leipzig 1839 (= Repertorium der gesamten deutschen Literatur, Bd. 20), S. 568.

[ANONYM]

Geschichte eines Zahnstochers (1834)

Die „Geschichte eines Zahnstochers“ wurde von einem anonymen Autor verfasst und erschien am 13. März 1834 im *Conversationsblatt für Deutschland und Bayern* in München. Ein Vermerk am Ende des Textes weist darauf hin, dass die Erzählung zunächst auf Französisch erschienen ist und ins Deutsche übersetzt wurde.

Auch wenn Zahnstocher heute fast gänzlich aus unserem Alltag verschwunden sind, haben sie eine lange Geschichte als unentbehrliche Gebrauchsgegenstände hinter sich. Hier nun meldet sich einer von ihnen selbst zu Wort und gibt aus der Ich-Perspektive Auskunft über seinen Stand in der Kultur seiner Zeit. Rückblickend und episodisch schildert der Erzähler sein Leben, das er als Gänsefeder begann und zum Großteil als Schreibfeder verbrachte. Als Gebrauchsgut wird er unablässig verloren, gefunden, weitergegeben und den Bedürfnissen seiner Besitzer auf teilweise drastisch geschilderte Weise angepasst. Im Mittelpunkt der Erzählung stehen dabei seine räumlich-soziale Zirkulation sowie das Verhalten seiner Besitzer, in dem sich vor allem das Laster einer hedonistischen, auf den Genuss ausgerichteten Lebensart findet. Die Erzählung besitzt somit eine belehrende Dimension, da sie eine Bandbreite von menschlichen Verhaltensweisen und Ausschweifungen vorführt. Auch sonst unbeachtete Vorgänge wie das Verhältnis und der achtlose Umgang der Menschen mit den alltäglichen Dingen werden auf ästhetisch-informative Weise sichtbar gemacht.

Transkription, Einleitung und Anmerkungen: Nicole Bartel

Quelle: *Conversationsblatt für Deutschland und Bayern*, Nr. 62, 13. März 1834, 245-246.

Geschichte eines Zahnstochers. Von ihm selbst erzählt.

Ich bin adelich: eine meiner Urmütter hat das Kapitol gerettet.¹ Ich sage dieß nicht, um mit meiner Abstammung zu prahlen, denn Niemand denkt so philosophisch und ist weniger von sich eingenommen, als ich; nur Derjenige ist wahrhaft groß, der sich auf eigenen Fittichen emporgeschwungen hat.

Ich gehörte vor zwei Jahren zu dem Gefieder einer im Hofe erzogenen Gans, welche am St. Martins Abend geschlachtet, und am andern Abend gedämpft wurde, um der Familie eines Gefällernnehmers der Munizipalität² von Paris zum Schmause zu dienen. Hierauf gerieth ich in die Hände eines Schulmeisters von Anières. Zu selbiger Zeit hatte ich die Ehre, *Feder* zu seyn. Man kann sich gar nicht vorstellen, wie viel albernes Zeug ich schrieb; – Sie mögen selbst urtheilen.

Mein Herr hatte die Sucht, Baudevilles (Volkslieder) zu machen; überdieß war er Mitglied der „Kaninchen-Gesellschaft“, welche dem Gott der Reben im frohen Liede huldigte, und korrespondirendes der „Eichhorn-Gesellschaft.“ Ich erinnere mich, daß er mich einst zwang, ein angeblich epikuräisches Sinngedicht³ zu reimen: mein Lebtage habe ich keine solche Marter ausgestanden; ich schwitzte Blut und Dinte.

Mit Ausnahme der Bänkelgesänge und der Lieder auf den *Frohsinn* und die *Gesundheit*, auf den *Wein*, welcher richtig jedesmal „Göttersaft“ hieß, hatte ich einen ganz leidlichen Dienst; da ich nur *Einmal* unter dem schmerzhaften Schnitt des Federmessers geächzt hatte, so konnte ich beinahe auf jungfräuliche Ehre Anspruch machen. Selten erfuhr ich eine harte Behandlung von meinem Herrn, denn er pflegte, wie die meisten Schriftsteller thun, über alle die Alfanzereien⁴, womit ich sein Papier (zu 6 Sous⁵ das Buch) beschmierte, in Entzücken zu

gerathen. Und dann — alle Abende ging ich mit meinem Patron am Ufer der Seine spazieren; er pflanzte mich gewöhnlich hinter sein rechtes Ohr, und nahm so die Manier eines Cassiers von einem Wechselhause an: auf diese Art wurde mir das Vergnügen zu Theil, von seiner Schulter herab die schöne Natur zu bewundern. Hätte nicht eine fatale Schnacke, an einem Sommerabend, ihn in die Wange gestochen — ich säße vielleicht heute noch hinter seinem Ohr. Woran hängt oft unser Leben!

Indem mein Herr sich auf das Profil seines Gesichts einen Klatsch gab, um das freche Insekt zu zerquetschen, brachte er mich aus dem Gleichgewicht und ich fiel ins Gras. Er bemerkte meinen Fall nicht. Ungeachtet seiner argen Liebhaberei, Reime zu schmieden, war mein Herr ein guter Mann; ich liebte ihn. Hätte ich reden können, so würde ich ihm meinen Fall gemeldet haben, denn er hatte mich erst nur schreiben gelehrt.

Am folgenden Abend — es war Sonntag — kam ein Advokatenschreiber in Begleitung eines leichtfertigen Mädchens⁶ auf die Wiese, wo mein Herr mich hatte zu Boden gleiten lassen; Beide setzten sich neben mich. Der Praktikant griff nach mir und steckte mich in die Tasche, so daß ich nie recht gewußt habe, was diesen Abend vorgegangen ist. Alles was ich sagen kann, ist, daß mein neuer Herr mich zwei Tage später aus meinem Versteck hervorzog, mich mit einem feinen leinenen Fleckchen abwischte, mir den Schnabel⁷ bis über die Ohren aufriß, mich zuschnitt, aufkräuselte, *löckelte*, worauf ich in diesem Aufputz einen köstlichen Brief an eine Demoiselle *Angelina* drehelte, welche der junge Conzipist „grausam“ schalt. Alle Umstände lassen mich vermuthen, daß dieser Vorwurf nicht an die Grisette⁸ gerichtet seyn konnte, an deren Seite er sich zwei Tage vorher im Grünen niedergelassen hatte. Wie dem auch sey, Mademoiselle Angelina frühstückte nächsten Sonntag mit meinem Herrn unter vier Augen.

Nach dem Imbiß begehrte das ausgelassene schäkernde junge Mädchen einen Zahnstocher Abscheulich!

Mein Herr ... wie soll ich diesen Barbaren nennen? riß mir mein Gefieder vom Leibe, schnitt mich mitten entzwei, stumpfte mir den Schnabel ab (ohne ihn nur zu spalten) und — o unmenschliche Angelina! wenn ich mir denke, welchen Schmerz verursachten Sie mir, welche Qual Sie mich erdulden ließen! Indeß war doch Ihr Mund der lieblichste, den ich in meinem Leben gesehen habe! Sie warf mich denn zum Fenster hinaus. — Aber es geschehen gar wunderliche Dinge in dem Leben einer Feder. Ich fiel einem Vorübergehenden gerade auf den Kopf. Nun aber war dieser Fußgänger selbst ein Zahnstocherverfertiger, er hob mich eilig auf, glättete mich wieder, machte mich kürzer, schürfte mir den Schnabel aufs Neue, und trieb die Unzartheit so weit, mich Unwürdigen und Gemißbrauchten in eine zahlreiche Familie jungfräulicher und mackelloser Zahnstocher einzuführen. Ein Speisewirth kaufte mich mit drei oder vier tausend andern, und gestern Abend servirte man uns bei recht munterer Gesellschaft zur Tafel. Ich war mit einigen Gelehrten beim Mittagmahl. Diese Herren sprachen nach manch' erklecklicher Libation⁹ über Journale. „Gieb uns einen Artikel für die nächste Nummer des Modejournals“, sagte der Eine. „Meinetwegen“, erwiderte der Aufgeforderte, „aber über was?“ „Kann dirs nicht sagen ... über was du willst.“

„Ei sprich doch ...“ Nu gut, über diesen Zahnstocher.“ Und er wies mich ihm, mit dem Finger auf die Untertasse deutend, worin ich und ein Dutzend meiner Kameraden ruhig ausgestreckt lagen. „Mein Wort darauf!“ sagte der Andere, „ich schreibe seine Geschichte ... Kellner! ein Federmesser, Dinte und Papier!“ — „Herr Doktor, wollen Sie keine Feder dazu haben?“ — „Ist unnöthig.“ Darauf wandte er sich gegen seine Freunde, und sagte: „Da wir diese Geschichte ganz authentisch haben wollen, meine Herren, so soll sie dieser Zahnstocher selbst redigiren, kein Anderer kann seine Abenteuer besser

wissen, als *er*; ich werde ihm nicht ein Wörtchen einflüstern, das versichr' ich Ihnen. Laß ihn geradeweg, mir nichts, Dir nichts, sein Leben schreiben.“

Der junge Mann zertrennte mir die Hirnschale, spitzte mich dann zu, steckte mich an die Spitze einer silbernen Nadel, an welcher vorher ein Dutzend Nietchen aufgefaßt waren, tauchte mich bis an den Hals in die Dinte, und rief mir zu: „Hui tummle dich¹⁰ und schreibe!“ Und zur selben Stunde auf gedeckter Tafel, zwischen Champagner und Chesterkäse, schrieb ich gegenwärtige Geschichte, die ich als Original, und dazu für ächt und authentisch erkläre: *Urkundlich dessen* haben meine in der Schale zurückgebliebenen Kollegen insgesamt hierunten ihre Namensunterschriften beigesetzt.

(Aus dem Französischen.)

Zk.

Anmerkungen

- 1 Gänse, die heiligen Tiere der Göttin Juno, sollen der Legende nach eine wichtige Rolle für die römische Geschichte gespielt haben, indem sie am Morgen des 18. Juli 387 v. Chr. als einzige auf dem Kapitol, einem der klassischen sieben Hügel des antiken Rom, wach gewesen sind, um die Bewohner vor einem Angriff der Kelten zu warnen. Sie bemerkten die Gefahr und weckten die Bewohner mit ihrem lauten Geschnatter gerade noch rechtzeitig, um zumindest das Kapitol retten zu können.
- 2 Administrative Gemeindestruktur und Stadtoberigkeit.
- 3 Kurzes, oft zweizeiliges Gedicht mit witzigem oder satirischem Inhalt, der auf den Genuss und das Genießen gerichtet ist.
- 4 Gaukelei, Possenreißerei.
- 5 Ehemalige französische Münze und Währungseinheit. 6 Sous entsprechen circa 1,50 €.
- 6 Auch „Grisette“: selbständiges, arbeitendes Mädchen, das die Geliebte eines Mannes ist.
- 7 Spitze einer Schreibfeder.
- 8 Vgl. Anm. 6.
- 9 (Altrömisches) Trankopfer für Götter und Verstorbene.
- 10 Ermunternd, zu raschem Handeln antreibend.